

---

Pastoralblatt für die Diözesen  
Aachen, Berlin, Hildesheim,  
Köln und Osnabrück

---

**März 3/2021**

---

73. Jahrgang

**Aus dem Inhalt**

---

Christoph Stender

**Partizipation perspektivisch betrachtet**

Ein Irrweg, auf dem Laien richtigliegen?

Andreas Wittrahm

**Unsere Tage zu zählen lehre uns**

Wie sich Priester auf den Ruhestand vorbereiten können

Wendelin Knoch

**„Vergessene Kostbarkeiten“ - Kirchenumbruch ohne Tradition?**

Ein „Zwischenruf“

PASTORALBLATT

## Inhaltsverzeichnis

Georg Lauscher	
<b>Je tiefer – desto weiter</b>	66
<hr/>	
Christoph Stender	
<b>Partizipation perspektivisch betrachtet</b>	
Ein Irrweg, auf dem Laien richtigliegen?	67
<hr/>	
Andreas Wittrahm	
<b>Unsere Tage zu zählen lehre uns</b>	
Wie sich Priester auf den Ruhestand vorbereiten können	74
<hr/>	
Martin Patzek	
<b>Fratelli tutti</b>	81
<hr/>	
Caja Steffen	
<b>Völkerverständigung im Angesicht des Grauens</b>	
Im August im Lager in Auschwitz	88
<hr/>	
Wendelin Knoch	
<b>„Vergessene Kostbarkeiten“ – Kirchenumbuch ohne Tradition?</b>	
Ein „Zwischenruf“	90
<hr/>	
Rezensionen	
<b>Philipp Winger: Initiationsritus zwischen Taufe und Eucharistie</b>	
<b>Stefan Samerski: Deutschland und der Heilige Stuhl</b>	94
<hr/>	



## Liebe Leserinnen und Leser,

wann bestimmte Begriffe Hochkonjunktur haben, ist zeitabhängig. So hatte der Begriff „Partizipation“ seine „Geburtsstunde“ im Motu proprio *Tra le sollecitudini* Papst Pius' X. vom 22. November 1903 und bezog sich auf die „tätige Teilnahme an den hochheiligen Mysterien und am öffentlichen feierlichen Gebet der Kirche“. Längst hat sich der Begriff aus seiner liturgischen Bindung wie aus seiner an die theologische Fachdiskussion gebundenen Zugehörigkeit gelöst und ist zu einer Forderung vieler Laien im Sinne mehr oder weniger umfassender Beteiligungsstrukturen im System Kirche geworden. Auf diesem Hintergrund lohnt es, dem Begriff der Partizipation einmal gründlicher nachzugehen, seinem Potenzial wie auch einem fruchtbaren Umgang damit, gerade wenn nicht alle

innerhalb derselben Kirche gleichermaßen Partizipation für erstrebenswert halten oder wenn parallel mit unterschiedlichen Vorstellungen von Partizipation gearbeitet und argumentiert wird. Hierzu leistet **Pfr. Christoph Stender**, Rektor und Geschäftsführer des Sachbereichs I „Pastorale Grundfragen“ des ZdK, einen diskursiven Beitrag im Sinne einer Perspektivenöffnung.

Wenn Priester in Ruhestand gehen, sind die Herausforderungen größer als bei manchen anderen Pensionären. Neben dem Verlust an Verantwortung und Öffentlichkeit dürften sich bei vielen die rund 10 Jahre Verzögerung gegenüber einer Pensionierung mit 65 bzw. 67 Jahren in geringerem Kräfte-reservoir bemerkbar machen wie auch die zölibatäre Lebensform noch einmal ganz anders mit dem Alleinsein konfrontiert. **Prof. Dr. Andreas Wittrahm**, Bereichsleiter beim Caritasverband für das Bistum Aachen e. V., gehört zu denjenigen, die sich darüber Gedanken gemacht haben und machen, wie angesichts der beschriebenen Herausforderungen Vorsorge und Unterstützung geleistet werden können, von den Betroffenen selbst und von einer „freundlichen Umwelt“

**Prälat Dr. Martin Patzek**, Essener Priester, der nach vielfältigsten, auch diözesenübergreifenden Aufgaben mittlerweile auch der genannten Gruppe der Ruhestandsgeistlichen zugehört, hat seit Jahren ein bleibendes Aktivitätsfeld entdeckt, neue päpstliche Rundschreiben für die Leserschaft des Pastoralblatts vorzustellen. Er ist dabei nicht nur ein hilfreicher Guide durch meist sehr umfangreiche Textkonvolute, sondern zugleich auch noch ein Wegweiser durch die erste Rezeptionswelle der päpstlichen Schreiben. Diesmal steht *Fratelli tutti* im Fokus.

**GR Caja Steffen**, Gemeindeferentin in der Pfarreiengemeinschaft Neuss-Mitte, bietet nach Beiträgen mit Diskussions- bzw. Informationscharakter eher ein persönliches Zeugnis. Sie berichtet von ihrem zweiten Besuch im Lager Auschwitz im vergangenen Jahr, das eng mit dem freiwilligen Martyrium von Maximilian Kolbe verbunden ist. Ihre Eindrücke sprechen für sich.

Dass die Zeiten der Volkskirche zumindest für Deutschland vorbei sind, ist allorten ablesbar. Dennoch haben viele, die heute hier Kirche bilden, noch ihre Wurzeln in jenen volkskirchlichen Zeiten. Natürlich ist es leicht, auf das Schwierige vergangener Konzepte zu schauen, deren Vergoldung meist kritischer Überprüfung nicht standhält. Selbiges gilt allerdings auch für Gegenwart und Zukunft – bei nüchterner Betrachtung. Andererseits – eine Abspaltung der Vergangenheit ist auch kein heilsamer Ansatz. Von daher darf ruhig auch zurückgefragt werden, was in früheren Zeiten Gläubigen im Rahmen von Kirchenerfahrung Kraft geben hat, nicht, um das Alte einfach zu repriminieren, sondern um deutlicher zu profilieren, was es heute braucht, und nach neuen Wegen zu suchen, lebendigen Kontakt zu den alten, ja letztlich sogar uralten Wurzeln zu finden. Hier ordnet sich der Beitrag von **Prof. Dr. Wendelin Knoch** ein, emeritierter Ordinarius für Dogmatik an der Ruhr-Universität Bochum und als Kölner Diözesanpriester im Bistum Essen lebend.

Damit ist das Lesemenü des Pastoralblatts für die Fastenzeit angerichtet. Möge es für jede und jeden von Ihnen etwas Gehaltvolles bereithalten, wünscht Ihnen

Ihr

Gunther Fleischer

---

# Impuls

---

Georg Lauscher

## Je tiefer – desto weiter

---

In der Eucharistie geht es nicht um die Eucharistie. Sie ist Sakrament, eine im Zeichen verdichtete Wirklichkeit. Sie führt uns über sich hinaus: auf den zuvorkommenden, sich uns hingebenden und mit uns kommunizierenden Gott des Lebens hin. In diesem Sinne geht es der Eucharistie nicht um sich selbst. Es geht in der Eucharistie ums Ganze des Lebens, vom Persönlichen bis zum Politischen, vom Kleinsten bis ins Universale. Es geht in ihr um die wirkliche Kommunion von Gott, Schöpfung und Mensch(heit). Auch wenn wir die Eucharistie in goldenen Gefäßen aufbewahren, ehren und sichern – als Sakrament ist die Eucharistie nicht zu fassen. Sie will ausstrahlen – bis in unser Niedrigstes und bis in unser Höchstes. In ihr erfahren wir einerseits leibhaftig, wie Gott sich in Christus klein macht bis ins Brot für unsern Lebenshunger, bis in unsere Hand, in unseren Mund, in unsern Leib hinein. Er kommuniziert mit der Ganzheit unseres geistigen, seelischen, leiblichen Lebens. Ja, er erniedrigt sich und inkarniert sich „bis in die tiefsten Fasern unseres Fleisches hinein“ (Madeleine Delbrel). Andererseits bewegt er uns, die Fixierung auf uns selbst und auf die Kirche zu überschreiten, zu transzendieren.

So lädt die Eucharistie uns ein, *uns* zu transzendieren ins Innerste: Gott in uns. Und zugleich lädt sie uns ein, *uns* zu transzendieren ins Äußerste: wir und alle und alles in Gott. So lebte der, der uns die Eucharistie als sein Testament hinterließ: Christus, im Innersten Gott verbunden und

zugleich im Äußersten den Abgründen und der Armut der Menschen verbunden. „Tut dies! Lebt so!“ Sagte Jesus nach den Einsetzungsworten und sagen wir heute noch.

Viele Jahre lud ich zu Einführungskursen ins kontemplative Beten ein. „Einführung ins Schweigegebet“ nannten wir es, weil hierzulande *kontemplativ* zum Fremdwort selbst in der Kirche(!) wurde. „Ich bin keine Kirchgängerin“, dachte die lebensfrohe und krisengeschüttelte Marita, als sie die Ankündigung las, „aber schweigen und Orientierung finden – das hab’ ich nötig.“ So entschied sich die alleinerziehende und schwerkranke Textilarbeiterin teilzunehmen. Im täglichen Üben des Schweigens begann sie dann Achterbahn zu fahren. Verletzungen und dunkle Erfahrungen, beginnend in der Kindheit, kamen ins Licht des Bewusstseins. Mit dieser Lebenswahrheit hielt sie sich tapfer ins Licht der göttlichen Gegenwart. Sie litt. Sie kämpfte. Begleitende Gespräche halfen in der sich offenbarenden, Jahrzehnte lang verdrängten Not. Und eines Tages platzt es aus ihr heraus: „Jetzt verstehe ich, wie der Weg geht: je tiefer – desto weiter!“

Diese *mystische* Spur kann uns zu einem tieferen und weiteren Verständnis des *Mysteriums* der Eucharistiefeyer führen. Mich selbst will ich bereiten, Christus in mich hineinzulassen bis in mir verborgene Tiefen. Aus dieser Tiefe will ich mich von ihm weiten lassen in die Welt hinein.

Vor jeder Eucharistiefeyer will ich nicht nur *etwas*, sondern vor allem *mich selbst* vorbereiten, um real präsent und empfänglich zu werden für die Realpräsenz Christi in Wort, Sakrament, Gemeinde und Welt. Denn je tiefer mein Glaube sich gründet, desto weiter wird er hinausgehen!

Christoph Stender

# Partizipation perspektivisch betrachtet

Ein Irrweg, auf dem die Laien richtigliegen?

Nehmen wir vorsichtig an, dass es denen, die sich unserer Kirche (noch) zugehörig fühlen und sich darüber hinaus auch (noch) in ihr engagieren, um Partizipation geht, wenn sie die Zukunft der Kirche betreffend Begriffe benutzen wie: Synodalität, Augenhöhe, Mitbestimmung, Demokratisierung, Weggemeinschaft, Teilhabe, Veränderungsprozess oder Geschwisterlichkeit.

Diese Begriffe werden primär von Laien mit Blick auf den Klerus, besonders jenen im bischöflichen Gewand verwandt, bzw. bezogen auf die kleruzentrierten Strukturen unserer Kirche.

## Partizipation ist mehr als Machtverteilung

Aus dem lateinischen übersetzt bedeutet Partizipation Teilhabe.<sup>1</sup>

Der Begriff Partizipation leitet sich von den lateinischen Wörtern *pars* (wörtlich: Teil) und *capere* (wörtlich: fangen, ergreifen) ab.

Die Erwartungen besonders der Laien, die diese Begriffe verwenden, einige laut und ultimativ, sind eindeutig. Es geht ihnen nicht um den rein theoretisch möglichen Wunsch von Bischöfen, an dem Status der Laien partizipieren zu dürfen, was nicht verwundert. Es geht ihnen um die Partizipation an dem Leitungsinstrument, dass die einen seit Jahrhunderten „gottgewollt“ in Händen halten und die anderen eben nicht. Es geht schlussendlich um Macht und deren Verteilung.

In meinen Ausführungen möchte ich auf eine praktische Entfaltung von Partizipation als solcher hinweisen, die sich nicht nur auf den Besitz von Macht bezieht.

Partizipation soll hier betrachtet werden in einer realistischen Wahrnehmung der Gegenwart unserer Kirche und dessen, was Kirche zukünftig möglich machen kann.

Dazu gehört auch ein weltweites Werben für visionäre Themen, die auch in der deutschsprachigen Theologie Gestalt angenommen haben und annehmen, die zukünftig aber nur von einer ehrlich und realistisch gelebten Partizipation, „katholisch“ verstanden, getragen werden können.

Es ist anzunehmen, dass die Gestaltung von Partizipation auch mit der Frage nach der Verteilung der Entscheidungskompetenz verbunden bleibt, und damit sind konsequent auch die Themen Macht und Geld präsent.

Die folgenden Gedanken lehne ich an den Artikel des Pastoraltheologen Ernst Spichtig<sup>2</sup> im Lexikon für Theologie und Kirche (LThK) zur praktisch-theologischen Partizipation<sup>3</sup> an, der in den folgenden Absatzüberschriften zitiert wird.

*„Partizipation als Weg der Subjektwerdung des Menschen ist ein fundamentaler Wert.“<sup>4</sup>*

Als Christin und Christ sich dauerhaft der Kirche zugehörig zu fühlen, bedeutet, in ihr handelndes Subjekt sein zu wollen. Nur als Objekt ohne Mitverantwortung behandelt zu werden, fördert keine Bindungskräfte.

Die Verhinderung, als Subjekt betrachtet zu werden, spricht Papst Franziskus in seinem Apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium* mit seinem Hinweis auf einen übertriebenen Klerikalismus an, der Laien in Entscheidungen nicht einbezieht und ihnen keinen Raum bietet, also die Möglichkeit nicht eröffnet, sich ausdrücken zu können.<sup>5</sup>

Dass sich alle Beteiligten als handelnde Subjekte erfahren können, also Räume der Entfaltung und des Ausdrucks zu gestalten, ist Voraussetzung für Partizipation.

Solche Voraussetzung zu erleben, spürten die Laien, die sich mit der Eröffnung der Würzburger Synode am 3. Januar 1971 auf neuen Wegen wähten.

Bestärkt wurden die Synodalen bei der Eröffnung der konstituierenden Vollversammlung in Würzburg durch die Worte von Papst Paul VI. in seinem Grußtelegramm an Julius Kardinal Döpfner. Diese Worte aber machen auch deutlich, wie die Rollen in einem partizipativen Miteinander, so in dieser Synode verteilt sind.

„Mit Interesse folgen Wir dieser Initiative und geben dem Wunsche Ausdruck, diese Versammlung qualifizierter Vertreter aus Klerus und Laien möge sich unter der Leitung und in enger Zusammenarbeit mit ihren Bischöfen gemeinsam darum bemühen, die Zeichen der Zeit richtig zu verstehen, um in der Kraft des Gottesgeistes fruchtbare Aufbauarbeit für die Kirche in Deutschland zu leisten.“<sup>6</sup>

Diese Synode vereinbarte dann auch ein partizipatives Miteinander, das greifbar wurde in der von ihr beschlossenen Einrichtung der Räte in Bistümern und Pfarreien.

Inwieweit die, die sich aktuell unserer Kirche (noch) zugehörig fühlen und sich darüber hinaus auch (noch) in ihr engagieren, sich zukünftig als Subjekte behandelt wissen, das wird sich auf dem Synodalen Weg erweisen, der mit der Vollversammlung Anfang 2020 in Frankfurt am Main seine ersten Schritte gemacht hat.

*„Ekklesiologisch gründet Partizipation in der Theologie des Volkes Gottes. Das ganze Volk Gottes ist Mitsubjekt beim Heilswerk Jesu Christi für die Welt (LG).“*

Das ganze Volk ist Mitsubjekt des Heilswilkes Gottes, aber in unterschiedlichen Diensten und Ämtern, die ein Subjekt bekleiden kann oder auch nicht.

Aus der Tradition hervorgehend sind nicht alle hierarchisch angelegten Dienste und Ämter allen zugänglich. Das ist mit dem II. Vatikanum auch so geblieben und die

Würzburger Synode konnte daran auch nicht rütteln.

„Das nachkonziliare Bewusstsein der Gläubigen ist indes mit vorkonziliaren Strukturen konfrontiert; dies führt zu einem erheblichen Problemstau.“<sup>7</sup>

Dieser Problemstau, hier exemplarisch betrachtet an der Frage der Frauenordination, ist aktuell greifbar in der Befassung des 3. Synodalforums des Synodalen Wegs in Deutschland<sup>8</sup> mit „Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche“.

In dieser Befassung geht es einerseits um die theologisch und sachlich fundierte Argumentation, inwieweit es begründbar ist, dass Frauen nicht zum Amt der („eigenständigen“) Diakonin oder der Priesterin in der katholischen Kirche zugelassen werden. Andererseits steht die Annahme im Raum, dass das Weiheamt unumstößlich an das männliche Geschlecht gebunden ist, begründet in der Auswahl der zwölf männlichen Apostel durch den Mann Jesus Christus selbst.

Die aktuelle Diskussion dazu<sup>9</sup> macht deutlich, dass längst nicht alle Subjekte unserer Kirche in der Nichtzulassung der Frauen zum Weiheamt, wie u. a. vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken und vielen Frauenverbänden gefordert wird, ein Problem sehen, was wiederum ein Problem darstellt.

So werden verschiedene Positionen vertreten, die sich nicht so ohne weiteres aufteilen lassen in, „so denken die Bischöfe und so die Laien“.

Vor dem Hintergrund, dass das ganze Volk Gottes Mitsubjekt im Heilswerk Jesu Christi ist, bedeutet Partizipation in dieser Problemlage, geschwisterlich die Argumente der „anderen Seite“ verstehen zu wollen, Raum zu schaffen, um eigene Meinungen neu zu überdenken, ohne direkt in die Ecke der Unsicheren verdammt zu werden.

Argumente müssen, um eingeordnet werden zu können, in ihrem theologischen, kulturellen, traditionellen und sprachlichen Entstehungskontext gelesen und verstanden werden, auch und gerade dann, wenn sie der eigenen Ansicht nicht entsprechen.

Das ist auch eine Form der Partizipation, nämlich früheren Entscheidungsträgern gegenüber gerecht bleiben zu wollen.

Wer in der momentanen Daseinsweise von Kirche ernsthaft meint, nur noch Forderungen stellen zu müssen, und dies darin begründet, dass ja schon alle Argumente ausgetauscht seien und für jeden zugänglich sind, der dient nicht unbedingt einem partizipativen Miteinander, da einseitig das Tempo vorgegeben wird. Es ist zwar wahr, dass sich viele für diese Thematik schon „ihr ganzes Leben lang“ engagieren bzw. kämpfen und nun doch eigentlich ein Recht darauf hätten, selbst den Wandel in der Kirche noch miterleben zu können. So verständlich das auch sein mag, aber wir müssen weiter die Argumente und Einschätzungen, die im deutschen Sprachraum gewonnen wurden, weiter in ihn hinein und über ihn hinaus fachlich kommunizieren.

Argumente, die sich aus einer deutschen Sicht nähren und zu der Erkenntnis gelangen, die Kirchenlehre müsse sich ändern (mindestens mal versuchsweise), können durchaus auf einem guten Weg sein hin zur Erneuerung. Er oder sie muss sich aber nicht wundern, von Katholikinnen und Katholiken aus anderen Regionen der Weltkirche nicht verstanden oder sogar belächelt zu werden.

Reduzieren wir uns nur noch auf Forderungen, dann werden die Inhalte bald nicht mehr gehört werden wollen, da wir uns so selbst zu unfehlbaren Besserwissern gemacht haben, mit gefletschten Zähnen. Da wird dann nicht nur Rom kommentierend weghören, sondern auch Länder an uns das Interesse verlieren, in denen vielleicht noch sehr jung partizipative Gedanken aufgebrochen sind.

Ein wesentliches partizipatives Element ist eine verständliche Sprache, damit einzelne in Diskussionen nicht das Gefühl bekommen, „nicht mitreden zu können“, da die Sprachniveaus der Beteiligten zu unterschiedlich sind. Denn längst nicht jeder

ist ein Theologe oder eine Theologin. Hier bedeutet Partizipation auch, dass alle Beteiligten sich um eine alle ansprechende Sprache bemühen.

Gleichzeitig ist zu gewährleisten, dass die Ergebnisse aus den Diskussionen auf einem hohen sprachlichen Niveau verfasst sein müssen, das ihre Akzeptanz und Rezeption weltweit ermöglicht.

Qualifizierte Kommunikation auszubauen ist von der Entwicklung in unserer Kirche weltweit gefordert. Das bedeutet, die Inhalte in nationale und internationale Netzwerke einzuspeisen, um auch mit anderen kulturell und historisch bedingten Einschätzungen ins Gespräch zu kommen.

Partizipation des ganzen Volkes Gottes ermöglicht eine Veränderung in der ganzen Kirche, so wie es das II. Vatikanische Konzil und im Nachgang die Würzburger Synode vorgemacht haben.

Papst Franziskus bemerkt mit Blick auf seinen Schlüsselbegriff „synodal“ in der Ansprache anlässlich der 50-Jahr-Feier der Bischofssynode:

„Die Welt, in der wir leben (...), verlangt von der Kirche eine Steigerung ihres Zusammenwirkens in allen Bereichen ihrer Sendung. Genau dieser Weg der Synodalität ist das, was Gott sich von der Kirche des dritten Jahrtausends erwartet (...). Gemeinsam auf dem Weg sein – Laien, Hirten und der Bischof von Rom – ist ein Konzept, das sich leicht in Worte fassen lässt, aber nicht so leicht umzusetzen ist.“<sup>10</sup>

*„Partizipativer Umgang ist im kirchlichen Handeln auf allen Ebenen und im Zusammenspiel der verschiedenen Ebenen gefordert.“<sup>11</sup>*

Ja, Partizipation kann gefordert, eingeklagt und erkämpft werden. Das ist aber oft dann der Fall, wenn der Wille zur Partizipation unterschiedlich ausgeprägt ist und sich daraus Lager entwickeln.

Von ihrer Intention ausgehend müsste Partizipation im Miteinander von allen Be-

teiligten gewollt sein. Sie sorgt für Entlastung im Miteinander dadurch, dass sie einen Teil (*pars*) der Kraft des anderen ergreift (*capere*).

Das trifft auch auf hierarchisch angelegte Strukturen insofern zu, als das Gemeinsame im Mittelpunkt steht, dass einer allein nicht schaffen kann und deshalb alle Beteiligten ihr Subjektsein dem Gelingen dienend füreinander entfalten können.

Gerade Jugendverbände in unserer Kirche leben von einer so angedachten Partizipation. Aus ihr heraus entwickelt sich die Attraktivität und die Stärke eines Verbandes.

Der Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) im Diözesanverband Paderborn schreibt in seinem Handout zum Einführungskurs „Partizipationscoach“: „Es geht um die strukturelle Einbeziehung von Personen oder Organisationen in Entscheidungs- und Willensbildungsprozesse. Partizipation wird angestrebt aus Gründen der Legitimation, der Emanzipation, der Effektivitätssteigerung und/oder des Schaffens von sozialem Kapital bzw. sozialem Vertrauen. (...) Partizipation ist aktive Praxis von Demokratie durch die Subjekte.“<sup>12</sup>

Mit Blick auf die Entwicklung der Pfarrgemeinden und deren partizipativer Leitung ist im Codex des Kanonischen Rechtes (CIC) ja schon ein kleines Fenster aufgestoßen. Hier sei kurz auf den c. 517 §2 CIC/1983 hingewiesen, für den es im CIC von 1917 kein Äquivalent gibt:

„Wenn der Diözesanbischof wegen Priester mangels glaubt, einen Diakon oder eine andere Person, die nicht die Priesterweihe empfangen hat, oder eine Gemeinschaft von Personen an der Wahrnehmung der Seelsorgsaufgaben einer Pfarrei beteiligen zu müssen, hat er einen Priester zu bestimmen, der, mit den Vollmachten und Befugnissen eines Pfarrers ausgestattet, die Seelsorge leitet.“<sup>13</sup>

Diese Leitungsteilhabe ist aber auch nur dann partizipativ, wenn sie sich einbetten lässt in die gewählten Gremien einer Pfarrgemeinde. Mitte 2018 konnten 185

Kirchorte erfasst werden, in denen Laien an der Gemeindeleitung „beteiligt“ waren.<sup>14</sup>

Dieser neu beschrittene Weg, der im Detail mehrfach ausgelegt wurde,<sup>15</sup> ist dem hier betrachteten Anliegen durchaus zuträglich. Ernst Spichtig hat bezogen auf Gemeindeleitung durch Priester formuliert, was auch Laien in der Leitung betrifft: „Der Priester steht in der Gemeinde, nicht über ihr, wohl aber auch immer wieder ihr gegenüber.“

Partizipation ist ein Engagement, das Zeit kostet. Wer Teilhabe verantwortlich gestalten will, der muss ein Kontingent von Zeit investieren, das er für andere Dinge nicht mehr zur Verfügung hat. Diese Tatsache muss allen Hauptamtlichen in unserer Kirche nicht nur bewusst sein, sondern von ihnen auch wertgeschätzt werden. Das gilt auf den Ebenen von Pfarrgemeinde, Dekanat und Bistum, aber auch in Institutionen wie der Bischofskonferenz, dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken, oder andere Verbände und Organisationen auf verschiedenen Ebenen.

Die Partizipation mehrerer an einem Gemeinsamen ermöglicht auch Entlastung, wenn die Teilhabe eines Gegenübers nicht nur angenommen werden kann, sondern sich auch von Herzen darüber gefreut wird.

*„Angemahnt ist von der kirchlichen Basis und von der Theologie eine Solidarisierung von Basis und Amt in einer synodalen Kirchenstruktur.“<sup>16</sup>*

Diese Solidarisierung, von der Theologie begründbar und von Laien gefordert, die in den Begriffen Synodalität, Augenhöhe, Mitbestimmung, Demokratisierung, Weggemeinschaft, Teilhabe oder Geschwisterlichkeit mitschwingt, ist das zentrale Element der Partizipation und gleichzeitig ihr wohl größtes Problem, zumindest aus der Sicht der meisten Laien.

Rückblickend auf das Synodengeschehen stellte Karl Lehmann in der allgemeinen Einleitung zur Dokumentation der Würzburger Synode fest:



„So wurde z.B. eine gewisse Doppelung in der Wahrnehmung der bischöflichen Leitungsverantwortung offenkundig. Unbestritten blieb, dass die Bischöfe die Träger, der ihnen von Jesus Christus übertragenen Vollmacht sind. Fast untrennbar damit verband sich jedoch die Funktion, Repräsentanten des ihnen anvertrauten Gottesvolkes zu sein.“

Auch in die aktuellen Diskussionen des Synodalen Wegs in Deutschland wird primär von den Laien kritisch gefragt, wie eine bischöfliche Leitung, die einhergeht mit der kompetenten Benennung dessen, was die geleitete Herde empfindet und wahrnimmt, funktionieren kann.

Aktuell muss diese auch schon früher unbeantwortet gebliebene zentrale Frage wieder einmal gestellt werden. Ein neuer Antwortversuch ist mit dem Beginn des Synodalen Wegs beschritten worden, den auch schon Lehman im Nachgang der Würzburger Synode andeutete, wenn er fragt, „ob es nicht andere Weisen der Repräsentanz des Gottesvolkes z.B. in Synoden gibt.“<sup>17</sup>

Von 2011 bis 2015 fand der Gesprächsprozess „Im Heute Glauben“ statt, der von den deutschen Bischöfen angestoßen ein geistlicher Prozess sein sollte.

Ziel war es, aus unterschiedlichen Perspektiven der Frage nachzugehen, vor welchen Herausforderungen die Kirche in ihren wesentlichen Selbstvollzügen steht.

Der damalige Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), Alois Glück, resümiert. „Als kleinster gemeiner Nenner scheint sich bei den meisten Mitwirkenden die Lesart durchzusetzen, dass der Dialog ein neues Klima zwischen Laien und Bischöfen geschaffen habe. Er hoffe auf eine weitere kontinuierliche und konstruktive Zusammenarbeit“.<sup>18</sup>

Da in diesem Gesprächsprozess keine Entscheidungen getroffen wurden, was ja auch nicht intendiert war, da er ja als

geistlicher Prozess konzipiert wurde, stufen dieses Sprechereignis nicht nur Laien als kirchenpolitisch folgenlos ein.

Den Laien, die sich vier Jahre später an der Vorbereitung des im November 2019 gestarteten Synodalen Wegs beteiligten, war klar, einen solchen „Durchgang“ nicht mehr mitzugehen, da sie sich nicht als beratendes Objekt verstanden, sondern als mitentscheidendes Subjekt.

Im Nachgang zur Würzburger Synode äußerte damals der spätere Kardinal Karl Lehmann:

„Unübersehbar war auch die – sicher nicht ganz richtige Tendenz –, Information und Konsultation, Meinungsbildung und Gesetzgebungsvorbereitung, also ‚bloßen‘ Rat, als zu unwirksam zu empfinden und demgegenüber auf unmittelbare Partizipation an der Entscheidungskompetenz zu pochen“.<sup>19</sup> Diesen Standpunkt vertreten heute sicher nicht wenige Bischöfe in der DBK und den Konferenzen anderer Länder. Die in der Würzburger Synode geforderte unmittelbare Partizipation würde der Kardinal heute, vom Himmel her, wohl anders einordnen, behaupte ich.

Der 11. Artikel der Beschlussfassung in der Satzung des Synodalen Weges setzt einen neuen Akzent innerhalb der synodalen Kirchenstruktur. Für manchen Bischof ist das wohl eine zu schluckende Kröte, für manchen Laien kein Leckerbissen, aber für alle ein weiterer Schritt auf dem Weg der Partizipation.

Der Artikel legt fest:

(1) Die Synodalversammlung des Synodalen Weges fasst zur abschließenden Feststellung der Beratungsergebnisse Beschlüsse. Sie ist beschlussfähig bei Anwesenheit von wenigstens zwei Dritteln ihrer Mitglieder.

(2) Ihre Beschlüsse erfordern eine Zweidrittelmehrheit der anwesenden Mitglieder, die eine Zweidrittelmehrheit der anwesenden Mitglieder der Deutschen Bischofskonferenz enthält.<sup>20</sup>

*„Partizipation als Lern- und Veränderungsprozess ist anspruchsvoll. Bei allen Beteiligten ist die Einübung in eine Kultur und Spiritualität der Begegnungen erforderlich. Es braucht Ermutigung, praktische Regeln sind zu erarbeiten, Räume der Begegnung zu ermöglichen.“<sup>21</sup>*

Da lesen wir heute, 50 Jahre nach Eröffnung der Würzburger Synode, die Worte von Julius Kardinal Döpfner aus seinem Geleitwort: „Die Spannungen in der Kirche erschienen manchen als ein zu großes Hindernis, um ein solches Unternehmen in aller Öffentlichkeit zu wagen. Ja, nicht wenige waren der Meinung, eine Synode könnte die Unsicherheit, Konfrontation und Verhärtung der Positionen innerhalb der Kirche nur fördern.“<sup>22</sup> Worte die klingen, als seien sie erst gestern geschrieben.

Und Karl Lehmann resümiert: „Jede Neuregelung des Synodalwesens, die sich den theologischen Grundlagen des Zweiten Vatikanischen Konzils und den erwähnten gesellschaftlich mitbedingten Problemen stellt, konnte der Frage nicht ausweichen, ob ein Modell der Mitwirkung gefunden werden kann, das zugleich echte Elemente der Mitentscheidung zulässt und die Ausübung der unveräußerlichen Leitungsvollmacht des bischöflichen Amtes gewährleistet.“<sup>23</sup>

Auch diese Worte klingen, als seien sie erst gestern geschrieben.

In diesem Zusammenhang wäre es kein wirklicher Fortschritt, wenn Bischöfe sich im Vorhinein selbst verpflichten, qua Amt eine synodale Entscheidung in ihrem Bistum zuzustimmen. Wer aber garantiert, dass der bischöfliche Nachfolger dem ebenso zustimmt?

Und die Zukunft betreffend bemerkt Kardinal Döpfner: „Beschlüsse schaffen allein noch keine neue Wirklichkeit. Nicht umsonst lautete das Leitwort der letzten Vollversammlung im November 1975: ‚Die Synode endet – die Synode beginnt!‘“<sup>24</sup>

Und die Zukunft betreffend spricht Erzbischof Robert Zollitsch zum Abschluss des Gesprächsprozess „Im Heute Glauben“ von einem "Doppelpunkt" und keinem Schlusspunkt, der in der Würzburg gesetzt wurde. Das Kölner Domradio kommentiert frei nach Michael Ende: Der Gesprächsprozess als „Unendliche Geschichte“.<sup>25</sup>

Treten Bischöfe und Laien seit 50 Jahren (und mehr) auf der Stelle? Ist Partizipation ein Irrweg, auf dem die Laien richtig liegen?

Der Papst attestiert den Laien einen eigenen „Spürsinn“, der es verbietet „starr zwischen Ecclesia docens (der lehrenden Kirche) und Ecclesia discens (der lernenden Kirche) zu unterscheiden, weil auch die Herde einen eigenen ‚Spürsinn‘ besitzt, um neue Wege zu erkennen, die der Herr für die Kirche erschließt“.<sup>26</sup>

Und was ist mit dem Spürsinn der Bischöfe, was spüren sie? Wie ist das mit dem Stallgeruch?

## Partizipation bewegt

- Partizipation bewegt, wenn die engagierten Subjekte in unserer Kirche es anstreben, mit der Autorität des Synodalen Weges den Diskussionsstand in die Weltkirche argumentativ und mit Liebe zur Kirche zu übersetzen, und denen „ins Angesicht zu widerstehen“, die von sich behaupten, Herr zu sein über die Worte des Bruders Jesus Christus.
- Partizipation bewegt, wenn die Teilnehmenden Veränderungen im Prozess für sich und das Gegenüber ermöglichen und/oder zulassen. Partizipation ist aufgrund der sie charakterisierenden unterschiedlichen Positionen ein Annäherungsprozess und somit ein Lernprozess.
- Partizipation bewegt, wenn Bischöfe und Laien klar sagen, ob und – wenn ja – welche Traditionen und gewachsenen Lehren sie verändern wollen im Dienst

an den Menschen in unserer Kirche und über sie hinaus.

- Partizipation bewegt, wenn die den verantwortlichen Bischöfen zuarbeitenden Laien, die Teilhabe der in den Strukturen der Laienbewegungen tätigen Laien (Dachverbände) bis hin zur Augenhöhe stark machen.
- Partizipation bewegt, wenn die unterschiedlichen Positionen, insofern sie mit Macht ausgestattet sind, nicht einander drohen. Kritisch zu hinterfragen bedeutet nicht automatisch Infragestellung und wenn doch, dann darf nicht suggeriert werden, das mit ihnen das „Kind von der Mutter in Rom“ getrennt werden könnte.
- Partizipation bewegt, wenn nicht nur auf dem Synodalen Weg, sondern grundsätzlich im Miteinander der Schwestern und Brüder gefragt wird, welcher Geist sie leitet (Ignatius' „Scheidung der Geister“). Partizipation im kirchlichen Kontext ist immer auch ein geistlicher Prozess, in dem der Wille Gottes in den jeweiligen Beiträgen gemeinsam herauszuhören ist und nicht einseitig mit dem Argument des „Willen Gottes“ kontroverse Standpunkte diskreditiert werden.
- Partizipation bewegt, wenn nächste Schritte entschieden und Entscheidungen abgestimmt werden

## Partizipation bewegt unumkehrbar

Bischof Bätzing im Interview mit der KNA zum 50. Jahrestag der Eröffnung der Würzburger Synode.<sup>27</sup>

„KNA:

Die Synode forderte 1975 im Schlussdokument u. a. die Zulassung von Frauen zum Diakonat, Zugangswege für verheiratete Männer zum Priestertum und Mitbestimmung der Laien in der Kirche. Kaum etwas davon wurde von Rom umgesetzt, (...)

Bischof Bätzing:

Ich glaube, durch die Synode ist viel angestoßen worden, denken Sie an die Jugendpastoral, den Religionsunterricht (...). Ja, es ist manches auch noch nicht umgesetzt, und ich kann die Unruhe gut verstehen. Deshalb sind Konzil und Würzburger Synode unumkehrbar.“

## Anmerkungen:

- 1 Uwe Swarat, Hrsg., Fachwörterbuch für Theologie und Kirche. Brockhaus Verlag 2005.
- 2 Ernst Spichtig wurde in Sachseln geboren. Nach der Primiz am 16. April 1961 in Sachseln folgten fünf Jahre als Vikar in Altdorf. Nach dem Soziologiestudium und dem Lizentiat in Moraltheologie war Ernst Spichtig 25 Jahre als Dozent in Pastoraltheologie an der Hochschule in Chur tätig. Nach fünf Vikarsjahren in Liebfrauen Zürich amte er als Dozent des Dritten Bildungswegs an der Hochschule Luzern und als Mentor von Studenten (Urner Wochenblatt | 135. Jahrgang | Nr. 43 | Samstag, 4. Juni 2011).
- 3 Ernst Spichtig, Partizipation (praktisch-theologisch), in: Lexikon für Theologie und Kirche, Herder, Sonderausgabe 2006, S. 1398f.
- 4 Spichtig, Partizipation, S. 1399.
- 5 Vgl.: Franziskus, Apostolisches Schreiben *Evangelii gaudium*, Abschnitt 102.
- 6 Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Herder 1976, S. 9.
- 7 Spichtig, Partizipation, S. 139.
- 8 [www.synodalerweg.de/](http://www.synodalerweg.de/).
- 9 Auf der Homepage des Synodalen Wegs wird in bestimmten Abständen der Stand der Diskussionen dokumentiert. <https://www.synodalerweg.de/>.
- 10 Papst Franziskus, Ansprache zur 50-Jahr-Feier der Errichtung der Bischofssynode (17. Oktober 2015), in: Die Berufung und Sendung der Familie in Kirche und Welt von heute. Texte zur Bischofssynode 2015 und Dokumente der Deutschen Bischofskonferenz (Arbeitshilfen 276), hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 2015, 23–33, 25.
- 11 Spichtig, Partizipation, S. 1399.
- 12 [https://www.bdkj-paderborn.de/fileadmin/user\\_upload/downloads/U28/u28\\_kommunal\\_handout\\_web.pdf](https://www.bdkj-paderborn.de/fileadmin/user_upload/downloads/U28/u28_kommunal_handout_web.pdf) (28. 10.2020).
- 13 [http://www.vatican.va/archive/DEU0036/\\_P1U.HTM](http://www.vatican.va/archive/DEU0036/_P1U.HTM) (25.12.2020).
- 14 <https://www.katholisch.de/artikel/17959-priester-laien-teams-wer-leitet-die-pfarreien#17959-C6vEr>.
- 15 Aufschluss gibt hier: Michael Böhnke, Pastoral und Gemeinde ohne Pfarrer, Interpretation von c. 517

§2 CIC/1983 (Beiheft 12 zum Münsterischen Kommentar zum Codex Iuris Canonici von Klaus Lüdicke. Essen 1994.

- 16 Spichtig, Partizipation, S. 1398 f.  
17 Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Herder 1976, S. 28.  
18 <https://www.domradio.de/themen/bischofskonferenz/2015-09-04/nach-fuenf-jahren-geht-der-dialogprozess-der-kirche-zu-ende> (22.10.2020).  
19 Gemeinsame Synode, a. a. O.  
20 [https://www.dbk.de/fileadmin/Synodalerweg/Dokumente\\_Reden\\_Beitraege/Satzung-des-Synodalen-Weges.pdf](https://www.dbk.de/fileadmin/Synodalerweg/Dokumente_Reden_Beitraege/Satzung-des-Synodalen-Weges.pdf) (24.11.2020).  
21 Spichtig, Partizipation, S. 1398f.  
22 Gemeinsame Synode, S.7.  
23 A. a. O. S. 28.  
24 A. a. O. S. 8.  
25 <https://www.domradio.de/themen/bischofskonferenz/2015-09-04/nach-fuenf-jahren-geht-der-dialogprozess-der-kirche-zu-ende> (22.10.2020).  
26 Papst Franziskus, Ansprache zur 50-Jahr-Feier, 26.  
27 Bischof Bätzing würdigt 50. Jahrestag der Eröffnung der Würzburger Synode. <https://www.dbk.de/presse/aktuelles/meldung/bischof-baetzing-wuerdigt-50-jahrestag-der-eroeffnung-der-wuerzburger-synode> (08.01.2021).

Andreas Wittrahm

## Unsere Tage zu zählen lehre uns

Wie sich Priester auf den Ruhestand vorbereiten können

---

### Gibt es einen Ruhestand für Priester?

Es kommt ganz auf die Perspektive an, aus der man die Frage eines nachberuflichen Lebensabschnittes für katholische Priester betrachtet: Personalrechtlich haben die Diözesen in Deutschland im Anschluss an den CIC und die Empfehlungen der Gemeinsamen Synode der Bistümer in Deutschland zumeist flexible Emeritierungsregeln geschaffen, die bestimmen, dass Priester mit frühestens 65 und spätesten 75 Lebensjahren von ihren Aufgaben entpflichtet und mit Ruhestandsbezügen ausgestattet werden.<sup>1</sup> Das betrifft dann in besonderer Weise die kanonischen Pfarrer, die auf ihr Pfarramt verzichten Aber auch Priester in Verwaltungsaufgaben, kategorialen oder lehrenden Diensten scheiden (soweit sie nicht sowieso im Öffentlichen Dienst stehen) zumeist analog zu den Regeln des Öffentlichen Dienstes aus ihren Aufgaben und Anstellungen aus und sind künftig „Privatleute“.

Schaut man dagegen auf die Versprechen, die Priester mit ihrer Diakonen- und Priesterweihe abgelegt haben, so ist hier nicht von einer zeitlichen Einschränkung die Rede.<sup>2</sup> Das Gelöbnis, als Mitarbeiter des Bischofs und unter seiner Leitung in Verkündigung, Liturgie und Diakonie tätig zu sein, und das Versprechen, „Christus sich Tag für Tag enger zu verbinden“<sup>3</sup> und so zum Heil der Menschen für Gott zu leben, sehen keinen biographischen Endpunkt vor. Diakon und/oder Priester bleibt der Beru-

fene und Geweihte lebenslang. Das gilt für die Existenzform und auch für die mit dem Gelöbnis übernommenen Verantwortungen, allerdings nicht für die damit verbundene Rolle.

Schließlich gilt es, die objektive gesundheitliche Verfassung sowie die Selbstwahrnehmung derjenigen Priester, die sich der Altersgrenze nähern bzw. sie überschreiten, im Blick zu behalten. Diese Männer treten, wie alle anderen Seniorinnen und Senioren auch, in sehr unterschiedlicher körperlicher und psychischer Verfassung in den Ruhestand. Verantwortlich dafür sind zunächst die genetische Ausstattung, die Lebensumstände und die Erfahrungen in der persönlichen sowie beruflichen Biografie. Doch auch die Zukunftserwartungen, das Selbstbild als alternde Männer, Christen und Priester sowie die aktuellen materiellen, sozialen, gesundheitlichen und mentalen Bedingungen spielen eine wichtige Rolle. Die einen können sich nicht vorstellen, „aufzuhören“ und sorgen sich, wie sie ihren priesterlichen Dienst insbesondere in der Eucharistie in neuen Arrangements weiterführen können. Andere sind froh, von dem allmählich zur Last gewordenen Amt befreit zu sein und ziehen sich mehr oder weniger vollkommen ins Privatleben zurück. Dazwischen gibt es Modelle, „Ruhestand“ und priesterliche Existenz zu verbinden, aber die wollen erarbeitet sein, und der Weg dahin bedarf möglicherweise auch einer Unterstützung bzw. Begleitung. Letztere sollte wiederum nicht erst beginnen, wenn der Ruhestand bereits eingetreten ist – es ist für die Vorbereitung auf die nächste „nachberufliche“ Lebensphase sehr förderlich, wenn sie bereits die letzten Berufsjahre begleitet.

## **1. Alt werden (als Priester) im 21. Jahrhundert: Zwischen Drittem und Viertem Alter**

Priester sind Kinder ihrer Zeit und Mitglieder der sie umgebenden Gesellschaft.

Diese Gesellschaft war in den vergangenen Jahren von zwei gegenläufigen Trends geprägt: Dominierte in den 1970er- bis 2000er-Jahren der Trend zur Frühverrentung, um die Umbrüche zur spätmodernen Nach-Industrie-Gesellschaft in Deutschland abzufangen und den nachdrängenden Baby-Boomer-Jahrgängen ausreichend Platz auf dem Arbeitsmarkt zu schaffen, kehrte sich in den vergangenen zehn Jahren der Trend um: Der demografische Wandel (steigende Lebenserwartung bei gleichzeitigem Geburtenrückgang) erfordert zur Stabilisierung der Altersversorgung, aber auch zur Bewältigung des zunehmenden Arbeitskräftemangels eine Verlängerung der durchschnittlichen Lebensarbeitszeit, und der durchschnittliche Rentenzugang hat die 60 Jahre wieder deutlich überschritten.<sup>4</sup>

In der Priesterschaft in Deutschland sind personelle Veränderungen zu beobachten, in denen der allgemeine demografische Trend durch kircheninterne Entwicklungen geradezu radikalisiert wird. Sehr starke Jahrgänge von Priestern, die in den Jahren nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil geweiht wurden, stehen aktuell vor dem Übergang in die Rente, während seit der Jahrtausendwende die Zahl der Weihen stark zurückging, so dass die demografische Zusammensetzung der Priesterschaft in den Diözesen fast einer umgekehrten Pyramide ähnelt. Somit wird das Loslassen des Amtes einerseits in nicht wenigen Fällen erschwert durch das Wissen, dass kein Nachfolger bereitsteht. Andere Priester wiederum scheiden mit der Erfahrung einer massiven Arbeitsverdichtung in den letzten Berufsjahren (und begleitet von erheblichen körperlichen oder psychischen Erkrankungen) aus.

Der Eintritt in die Rente bzw. Pensionierung bildet für alle Frauen und Männer einen der gravierendsten Wendepunkte im individuellen Lebenslauf. Dem Wegfall von Belastungen und Pflichten stehen eine Reduzierung des Einkommens und vor allem

der Verlust von Rolle und ggf. Status gegenüber. Die persönlichen Freiheitsgrade steigen, aber die äußeren Stabilitätsfaktoren für die Strukturierung des Tages-, Wochen- und Jahresablaufs reduzieren sich. Ein großer Teil der sozialen Beziehungen ist mit Menschen aus dem beruflichen Kontext verknüpft (Kolleginnen und Kollegen, Kunden, Klientinnen, Schülerinnen und Schüler). Das bedeutet auch, dass eine wesentliche Quelle von Wirksamkeitserfahrung und Teilhabemöglichkeit nach dem Ausscheiden aus den beruflichen Kontexten nicht mehr zur Verfügung steht. Kurz gesagt: Der Übertritt in die nachberufliche Zeit schafft Gestaltungsräume und zugleich -notwendigkeiten, deren Nutzung von vielen Zeitgenossinnen während des Berufs- und Familienlebens gerade nicht eingeübt wurde.

Peter Laslett, britischer historischer Demograph, hat die ganze Ambivalenz dieses Übergangs in eine sehr aufschlussreiche Gliederung des Lebenslaufes eingeordnet<sup>5</sup>:

Er unterscheidet vier Lebensalter. Das Erste Alter ist dem Aufwachsen und der Sozialisation gewidmet. Das Zweite Alter ist mit der Übernahme der vollen Verantwortung in Familien- und Erwerbsverpflichtungen gefüllt. Als Drittes Alter beschreibt Laslett die Lebensperiode, in der die persönlichen Ressourcen (körperlich, psychisch, sozioökonomisch) die alltäglichen Anforderungen deutlich überschreiten. Die Leistungsdaten der Menschen in diesem Alter unterscheiden sich nicht wesentlich vom Zweiten Alter, aber die Verpflichtungen in Beruf und Familie sind deutlich gesunken. Wir denken hier an aktive Rentnerinnen und Rentner, die als „Silver Ager“ etwa für den Konsum, aber auch für das bürgerschaftliche Engagement eine hohe Bedeutung gewonnen haben – und die diese „Späte Freiheit“<sup>6</sup> u.U. um einer intensiven Betreuung von Enkeln oder der Pflege der hochaltrigen eigenen Eltern willen bald wieder aufgeben (müssen). Im Vierten Alter kehrt sich das genannte Verhältnis um: Aufgrund von körperlichen, psychischen

und ggf. sozialen Einschränkungen steigen die individuellen Belastungen mindestens bis an die Grenze des Leistbaren, und die Organisation des täglichen Lebens, die alltäglichen Besorgungen, das Aufrechterhalten des selbständigen Wohnens, der Gesundheitsfürsorge und der sozialen Teilhabe konfrontieren die Betroffenen mit ständigen Grenzerfahrungen und ggf. mit Unterstützungs- oder gar Betreuungsbedürftigkeit.<sup>7</sup>

Während in der Gesamtbevölkerung der Eintritt in den Ruhestand in der Regel den Übergang vom Zweiten ins Dritte Alter markiert, stellt sich die Lage für Priester differenzierter dar: Faktisch etabliert sich zunehmend das entsprechende Modell, zu einem festen Datum bei ordentlicher Gesundheit aus dem regulären Dienst auszuschcheiden und in hoher Selbstverantwortlichkeit fünf, zehn oder fünfzehn Jahre als Privatier zu planen. Sowohl in der Vorstellung vieler Betroffener als auch in kulturellen Bildern verbreiteter scheint jedoch noch eine andere Lebensgestaltung, wie sie von Vertretern vieler freier Berufe, Künstlern, aber auch Landwirten bekannt ist: Man verbleibt im Zweiten Alter unabhängig von einer bestimmten Altersgrenze. Es kommt dann jedoch zu einem unmittelbaren Wechsel in das Vierte Alter. Man versucht, die Berufsrolle bis zu dem Zeitpunkt zu erfüllen, wo die körperlichen und psychischen Grenzerfahrungen eine Weiterführung nicht mehr zulassen – und manches Mal sogar darüber hinaus. Dann beginnt mit dem Ausscheiden aus dem Amt ein Lebensabschnitt mit schweren gesundheitlichen Einschränkungen, womöglich Unterstützungs- und Pflegebedarf. Für Priester kommt es zu diesem „Sprung“ vor allem dann, wenn ihre Berufung mit der beruflichen bzw. amtlichen Rolle so eng verknüpft scheint, dass sie keine alternativen Formen ihres Daseins als Priester jenseits ihres Amtes entwickeln können.

Für den Übergang aus dem Zweiten ins Dritte Alter bedarf es aber nicht nur der



innerlichen Auseinandersetzung mit der priesterlichen Identität. Vielmehr besteht auch die Notwendigkeit einer äußerlichen Vorbereitung, d.h. der Neugestaltung der Lebensumstände. Für beide Entwicklungsschritte scheinen Unterstützungsangebote durch den Bischof bzw. die Diözese unbedingt notwendig. Während in der Gesellschaft insgesamt (immer noch, wenn auch mit immer mehr Brüchen) das Paradigma der familiären Einbettung für den Lebensabend dominiert, haben die alternden Priester auf diese Variante mit ihrem Zölibatsversprechen verzichtet und sich dafür auf die bischöfliche Fürsorge verlassen.

Dabei ist vor allem an die Absicherung eines guten Lebens jenseits der beruflichen Rolle und im Angesicht von Veränderungen durch die Alterung von Körper und Geist zu denken. Doch auch hinsichtlich der Identitätsentwicklung gibt es wesentliche Unterschiede zwischen der familiären und der zölibatären Lebensform (als Gefährdung und Chance): Menschen in Paarbeziehungen altern gemeinsam, sie können im Spiegelbild des Anderen die Veränderungen am eigenen Körper und Geist wahrnehmen und werden im guten Fall durch ihre Partnerin/ihren Partner – teilweise sehr direkt – auf die Veränderungen hingewiesen, mit denen sie sich auseinandersetzen müssen. Darüber hinaus erleben sie dort, wo es Kinder und Enkelkinder gibt, unmittelbar die Auswirkungen der Generationenfolge und werden mit neuen innerfamiliären Rollenanforderungen konfrontiert. Diese Auseinandersetzung sieht die zölibatäre Lebensform nicht vor, doch die damit verbundenen Entwicklungsschritte gehören dennoch zu jeder Biografie und müssen deshalb in anderer Weise aufgegriffen und bewältigt werden.

## 2. Existentielle Aufgaben für die nachberufliche Lebensphase

Vordringlich müssen, wie für alle anderen „Arbeitnehmer“ auch, die sozialrechtlichen

Fragen wie Ruhestandsbezüge, Kranken- und Pflegeversicherung bis hin zu den Formalien rings um die Bestattung thematisiert werden. Dies sei hier vorausgesetzt – die Personalabteilungen der Diözesen verfügen dazu in der Regel über ein mehr oder weniger ausführliches personales oder schriftliches Informations- und Beratungsangebot.

Spätestens mit der Frage nach dem Wohnen in der „nachpfarramtlichen“ Phase sind allerdings die existentiellen Themen für das priesterliche Leben im Dritten und Vierten Lebensalter angesprochen. Zugespitzt geht es um vier „W-Fragen“: a) *Wo* werde ich leben? B) Mit *wem* werde ich leben? c) *Wovon* werde ich leben? d) Und *wofür* werde ich leben?<sup>8</sup>

a) Für viele alt werdende Priester ist der Übergang in die nachberufliche Zeit mit einem Wohnungs-, häufig auch mit einem Wohnort-Wechsel verbunden, denn sie waren am Ort ihrer Tätigkeit (Residenzpflicht) in einer Dienstwohnung zuhause. Davon heißt es in jedem Fall Abschied nehmen. Doch ob es nur um einen Wohnungswechsel geht oder darum, an einem anderen Ort (des früheren Wirkens, der eigenen Herkunft oder an einem Traum-Ort) die Zelte neu aufzuschlagen, will wohl überlegt sein. Vieles spricht dafür, dass ein Ortspfarrer den bisherigen Wirkungsort verlässt und eine klare Distanz zu seinem bisherigen Wirken (und seinen Nachfolgern) legt. Doch bedeutet das häufig die Trennung von wichtigen Beziehungen und sozialen Netzen in einer Lebensphase, in der Neuaufbrüche zunehmend schwerer fallen.

Manche Priester haben bereits während der aktiven Laufbahn eine Wohnung erworben oder ein ererbtes Wohneigentum weiter bewirtschaftet – wenn sie an diesem Ort auch Verwandtschaft, Freundschaften und Bekanntschaften pflegen konnten, mag das eine gute Grundlage für den Start in die nächste Lebensphase darstellen. Sonst bedarf es einer hohen Initiativkraft,

sich durch den Anschluss an die Gemeinde des neuen Wohnortes, aber auch durch das Mitwirken in Vereinen, informellen Gruppen, Nachbarschaften ein neues Beziehungsnetz aufzubauen.

Die Ausstattung der Wohnung ist auch nicht unwichtig. Auch wer beim Start in den Ruhestand körperlich stabil ist, sollte die nächste Wohnung mit möglichst wenigen Barrieren wählen, um auch für die Einschränkungen der kommenden Lebensjahre vorbereitet zu sein. Sonst bedeuten der Verlust der Mobilität oder sonstiger körperlichen Einschränkungen einen erneuten Wechsel, dann häufig in eine Pflegeeinrichtung.

b) Die „Wo“-Frage verbindet sich mit der „Mit-Wem“-Überlegung, wenn es darum geht, ob die Ruhestandswohnung allein bezogen wird, ob es einen oder mehrere verbundene Menschen gibt, mit denen ein gemeinsames Wohnen (ob in einem Haushalt oder möglicherweise in getrennten Haushalten in räumlich nahem Bezug) Teilhabe, Sicherheit und Synergien im Haushalt ermöglicht. Oder ob sogar die Gründung einer Senioren-Wohngemeinschaft (vielleicht durch die Diözese vermittelt) mit anderen Priestern und Nicht-Priestern ein Mittel der Wahl sein könnte. Die entscheidende Prüffrage lautet, wie gemeinschaftswillig und -fähig der Pensionär ist, bzw. auf welche biografischen Ressourcen der sozialen Anpassung er zurückgreifen kann.

Aus gerontologischer Erfahrung spricht viel für gemeinschaftliche Lebensformen, die einen ausreichenden Spielraum für Selbstbestimmung und -gestaltung lassen. Auf der Hand liegt, dass eine Wohn- oder Lebensgemeinschaft im Alter das alltägliche Leben (Einkaufen, Wäsche, Kochen, gemeinsames Auto etc.) erleichtert. Hier sei der Blick aber auf zwei weitergehende Aspekte gelenkt.

Eines der zentralen Probleme insbesondere des Vierten Alters besteht im Verlust der

Sicherheit – objektiv und vor allem gefühlt. Einschränkungen der Sinnesorgane, das Erleben, sich auf den Körper (und vielleicht auch den Geist) nicht mehr hundertprozentig verlassen zu können, dazu möglicherweise die Erfahrung, von den sozialen, kulturellen und politischen Entwicklungen „überrollt“ zu werden, bringen körperliche und psychische Verunsicherungen mit sich. Der beste Weg der Stabilisierung in dieser zunehmenden „Unbehaustheit“ liegt darin, diese Erlebnisse teilen zu können – im Gespräch, im Gebet, in gemeinsamen Ritualen, im Gefühl, sich auf jemanden verlassen zu können.

Ganz handfest bedarf es mit zunehmendem Alter eines „second look“ durch eine/n Vertraute/n darauf, ob die Dinge so laufen, wie sie sollen – etwa bei der medizinischen Versorgung und Medikamenteneinnahme oder beim Umgang mit Gefahrenquellen im Haushalt.

Doch noch wichtiger ist die Vermeidung von Vereinsamung. Die gesamten beruflichen bzw. beruflich veranlassten gesellschaftlichen und teils privaten Kontakte, die das Alleinleben in der zölibatären Lebensform lebbar, ggf. sogar attraktiv machten, reduzieren sich zunehmend, und wenn auch Alleinleben keine automatische oder gar hinreichende Voraussetzung für eine ungesunde Vereinsamung darstellt, so bedarf es doch bei zunehmender Einschränkung der Lebenskreise einiger fester, verlässlicher und wohlwollender Beziehungen, um kognitive und vor allem emotionale Deprivation zu verhindern bzw. um Person in Gemeinschaft zu bleiben. Eine große Rolle spielt hier, dass auch die Kommunikations- bzw. Beziehungsfähigkeit gerade im Alter der regelmäßigen Praxis bedarf, um nicht zu verkümmern, denn die Fähigkeit zur Resonanz, zum angemessenen Ausdruck der eigenen Bedürfnisse und zum Erkennen der Bedürfnisse des anderen muss immer wieder eingeübt werden.

c) Die Frage nach dem „Wovon“ des Lebens im Alter bezieht sich weniger auf



das materielle Auskommen. Vielmehr sind die im Laufe der Biografie aufgebauten psychischen und spirituellen Ressourcen, aber auch die möglichen Fehlhaltungen und Beschädigungen angesprochen. Auch wenn ein Priester erst zum spätest möglichen Zeitpunkt mit 75 Jahren aus dem Amt scheidet, bleibt ihm, eine fernere Lebenserwartung von ca. 10 Jahren zu gestalten, die sich massiv von dem unterscheidet, was bisher sein Leben ausgemacht hat. Die Bewältigung dieser Aufgabe hat eine psychologische und eine spirituelle Dimension: Die allgemeinen Anforderungen an das Leben im Dritten Alter heißen: Zunehmende Selbstorganisation des (sozialen) Lebens, Gestaltung des Tages-, Wochen- und Jahresrhythmus, erhöhte Selbstfürsorge. Im Vierten Alter geht es schließlich um die Bewältigung von wachsenden Einschränkungserfahrungen, also Auseinandersetzung mit der eigenen Endlichkeit. Die von Erik Erikson schon vor mehr als einem halben Jahrhundert formulierten Entwicklungsaufgaben des Erwachsenenalters stellen sich also noch einmal neu und vielleicht in besonderer Radikalität:<sup>9</sup> „Intimität und Distanzierung gegen Selbstbezogenheit“<sup>10</sup> erfordern dann, sich auf andere Menschen jenseits von Rollenvorgaben und -sicherheiten einzulassen mit den Mitteln, die in der jeweiligen Beziehung angemessen sind, und sich in diesen Beziehungen auch verändern lassen zu können. „Generativität vs. Stagnation“<sup>11</sup> erfüllt sich nun in der informellen Verantwortungsübernahme (und letztlich im Zurückstehen) für andere Menschen im Allgemeinen und die nachfolgende Generation im Besonderen. Dieses Thema ist besonders virulent für diejenigen, die keine eigene Familie gründen. Gemeinsam ist der familiären wie der zölibatären Lebensform allerdings das Ringen um die Einsicht, dass Nähe, Förderung und Sorge der nachfolgenden Generation immer auch die Bereitschaft zum Selbst-Sein-Lassen und damit zum Loslassen in sich tragen. In der Polarität von „Integrität gegen Verzweiflung und Ekel“<sup>12</sup> schließlich geht es um das Ringen um Zustimmung

zum eigenen Leben angesichts der Erfahrung der Endlichkeit – eine Entwicklungsaufgabe, die für jeden alten Menschen ansteht und den Priester einlädt, seinen Wege von der Taufe über die Berufung bis zum Alter „unter den Augen Gottes“<sup>13</sup> nachzuspüren. Dazu muss man die bisherigen Bewältigungsressourcen – oder Kraftquellen – wiederentdecken und auf die neuen Lebensanforderungen übertragen können. Dies im Dialog in einer Gruppe, mit einem geistlichen Begleiter oder einfach mit einem vertrauten Menschen unternehmen zu können, dürfte den Weg erleichtern.

d) Wir leben allerdings nie nur aus der Vergangenheit, in diesem Falle aus der Biografie, sondern immer auch auf etwas hin – was man vielleicht sogar als eine der großen Charakteristiken der christlichen Spiritualität verstehen könnte. Die Auseinandersetzung mit dem „Wofür“ bzw. „Woraufhin“ als letzte der vier W-Fragen stellt daher vielleicht sogar den wichtigsten Schlüssel für ein gutes Leben als Priester im Dritten und insbesondere im Vierten Alter dar.

Die Antwort erscheint dialektisch: Ein Mehr desgleichen, eine möglichst unveränderte Fortsetzung der bisher gepflegten Lebensgestalt erscheint nicht unbedingt hilfreich. Aber die Treue zum ursprünglichen Weiheversprechen (s.o.) endet nicht – nicht im Dritten und auch nicht im Vierten Alter. Folglich geht es um Transformation – einerseits aufgrund der veränderten Rolle (vom Amtsinhaber zum Pensionär), andererseits um der Anpassung an die veränderten Ressourcen willen. Hinsichtlich der physischen und psychischen Kräfte gilt uneingeschränkt die Regel von Baltes und Baltes, dass ein wirksames – und zufriedenes – Alter mittels der Optimierung des Einsatzes dieser Ressourcen durch Selektion und Kompensation gelingen kann.<sup>14</sup> Das bedeutet: Es geht darum, sich klug auf die erreichbaren Ziele zu konzentrieren, indem man klare Prioritäten setzt, um dafür die verfügbaren Kräfte einzusetzen.

So muss der Abschied von der öffentlichen Rolle (und damit die Aufgabe eines großen Teils der amtlich garantierten öffentlichen Resonanz) ggf. zunächst betrauert werden. Danach gilt es, zu schauen, wo ein Wirken als „Gottesmann“ in vielleicht viel persönlicherer, stillerer Form und an Orten, die möglicherweise nicht mehr im Zentrum des kirchlichen Lebens stehen, gelebt werden kann. Seelsorge und Nächstenliebe benötigen nicht die große Bühne, benötigen nicht einmal die klassischen Orte, sondern können überall da praktiziert werden, wo Menschen zusammenkommen. Gerade ein gealterter Mensch, der ein offenes Ohr leiht, der Zuspruch geben kann, der – vielleicht auch aus der Erfahrung seines langen Lebens und der plötzlichen Marginalisierung – mitfühlen kann mit den Menschen, denen er begegnet, in seinem Quartier, im Schwimmbad, auf Reisen, in einem Verein oder in seinem Stammcafé, und der, wenn es an der Zeit scheint oder gewünscht wird, die Nähe Gottes durch sakramentale Feiern handfest werden lassen kann, wird an den verschiedensten Orten seiner Berufung gerecht werden können.

## **Die Konsequenz: Unterstützung in der Vorbereitung auf die nachberufliche Zeit**

Aus den obigen Ausführungen wird klar: Die Entwicklungsaufgabe, vielleicht auch Entwicklungskrise des „Übergangs in die nachberufliche Phase“ für Priester bedarf eines sorgfältigen Begleitungsangebots mit einem mehrdimensionalen Konzept.

Neben den notwendigen sachlichen Informationen braucht es Angebote zur Einübung in die Zukunft, die sich häufig erstmals im Leben ungeregelt darbietet.

Denn schon die Anpassung der äußeren Lebensumstände, erst recht Entscheidungen und Entwicklungsschritte, die die Identität und die Lebensform betreffen, werden nicht punktuell vollzogen. Ein sol-

cher Prozess benötigt ggf. einen Anstoß von außen und muss zudem lebendig gehalten werden.

Gemeinsam mit den Erzbistümern Paderborn, Hamburg und Berlin sind wir aktuell dabei, ein angemessenes Begleitangebot für Priester auf dem Weg in die Dritte Lebensphase zu entwickeln. Das Modell umfasst aktuell einen Informationstag zu den wirtschaftlichen und rechtlichen Veränderungen angesichts der Entpflichtung aus dem Dienst, ein dreitägiges Seminar zur Auseinandersetzung mit den o.g. W-Fragen und einen „Nachberatungstag“, bei dem die Teilnehmer mit den Personalverantwortlichen aktuelle Fragen und Ideen/Wünsche planen können. Weitere Schritte müssen mit denen, die es angeht, entwickelt werden.

Als weitere Elemente, über deren Realisierungsmöglichkeiten aktuell nachzudenken ist, stehen ein Exerzitenangebot zur Lebenswende, die Organisation kollegialer Supervisionsgruppen sowie die Benennung eines „Kümmerers“ für die individuellen Fragestellungen der Pensionäre an. Offen scheint noch, ob durch die Diözesanleitung vermittelte Angebote zur Bildung von (Wohn-)Gemeinschaften für das Dritte und Vierte Alter auf Akzeptanz stoßen. Vielleicht bieten Plattformen und Unterstützungsangebote für selbst-initiierte neue Lebensformen sogar eine angemessenere Perspektive für die alternden Priester von heute.

Menschliche Entwicklung ist auch im Alter als dialektischer Prozess zu verstehen: Jeder Mensch mit seinen Gaben, Beschädigungen und Erfahrungen trifft auf seinem Weg durch das Leben auf freundliche Umwelten, die ihm, wenn er sie wahrnehmen kann, beim Wachstum helfen. Oder er stolpert über behindernde Umwelten, die ihn entmutigen oder die er (mit Hilfen) überwinden kann. Wir halten es für angemessen, Priester auf dem Weg in den Ruhestand mit sorgfältig begründeten

Angeboten einer freundlichen Umwelt zu unterstützen, damit sie ihren lebenslangen Weg der Berufung im Alter in Freiheit und Würde gehen können.

Martin Patzek

# Fratelli tutti

## Anmerkungen:

- 1 C. 538 § 3 c.c. bestimmt, dass ein Pfarrer mit spätesten 75 Jahren seinem Bischof den Verzicht auf sein kanonisches Pfarramt anbieten muss. Die gem. Synode der Bistümer empfahl im Sb. „Dienste und Ämter“ eine einheitliche Regelung des Ruhestandes mit 70 Jahren (vgl. Gemeinsame Synode, Gesamtausgabe 1, S. 636).
- 2 Vgl. z.B. die Fassung des Weiheversprechens in der Liturgie zur Priesterweihe des Erzbistums München: <https://www.erzbistum-muenchen.de/glaube/sakramente/weihe/cont/74474> - zuletzt abgerufen 9.12.2020.
- 3 Ebd.
- 4 Das niedrigste durchschnittliche Zugangsalter betrug in den späten 90er-Jahren gut 62 Jahre, mittlerweile (2018) ist es wieder auf gut 64 Jahre angestiegen. Vgl. die Übersicht auf: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/616566/umfrage/entwicklung-des-renteneintrittsalters-in-deutschland/> Letzter Zugriff 30.11. 2020.
- 5 Laslett, Peter, Das Dritte Alter. München 1995.
- 6 Rosenmayr, Leopold, Die späte Freiheit. Berlin 1983.
- 7 Ein gutes Bild des aktuellen Dritten Alters gibt Wahl, Hans-Werner, Die neue Psychologie des Alterns. München 2017. Alles, was man über das Vierte Alter wissen kann, findet sich bei Andreas Kruse, Lebensphase hohes Alter. Verletzlichkeit und Reife. Berlin 2017.
- 8 Vgl. Wittrahm, Alter: Tatsachen und Probleme, in: Blasberg-Kuhnke, Martina & Wittrahm, Andreas (Hrsg.) Altern in Freiheit und Würde. München (Kösel) 2007, 29-51.
- 9 Erikson, Erik H., Wachstum und Krisen der gesunden Persönlichkeit, in: ders., Identität und Lebenszyklus. Frankfurt 1973, 55-122.
- 10 Ebd. 114.
- 11 Ebd. 117.
- 12 Ebd. 118.
- 13 Hermann Stenger, Verwirklichung unter den Augen Gottes. Innsbruck 1985
- 14 Baltes, Paul & Baltes, Margret, Optimierung durch Selektion und Kompensation. Ein psychologisches Modell erfolgreichen Alters, in: ZfPäd 35 (1989), 85-105.

## Alle Menschen werden Geschwister

*Fratelli tutti* vom 03. Oktober 2020 ist ein zusammengefasstes Vermächtnis von Papst Franziskus. Gerichtet nicht mehr nur an eine Kirche der Bischöfe, Priester und Diakone, an gottgeweihte Personen = Ordensleute und an alle Christgläubigen wie bei der ersten Enzyklika *Lumen fidei* vom 20. Juni 2013, sondern an alle, eben an die *Fratelli tutti*. „Über die Geschwisterlichkeit und die soziale Freundschaft“ heißt es deshalb erklärend in der dritten „epistula encyclica“ (Brief an den gesamten Erdkreis). Schon die zweite Enzyklika *Laudato si'* vom 24. Mai 2015 ging „an das gemeinsame Haus“. Sie begann mit dem franziskanischen Sonnengesang „Gelobt seist du, mein Herr“. Auch *Fratelli tutti* beginnt mit den Worten des heiligen Franziskus und richtet sich „an alle Brüder und Schwestern, um ihnen eine dem Evangelium gemäße Lebensweise darzustellen“; (FT1= weitere Zahlen bezeichnen einzelne Abschnitte; weitere Zitate jeweils im Text).

## Die Irritation der Brüderlichkeit

„*Fratelli tutti*“ = „Alle Brüder“ irritierte zunächst besonders Frauen, die sich schon vor Erscheinen der Enzyklika ausgeschlossen fühlten. Das betrifft einerseits nur die deutsche Sprache, andererseits die Unkenntnis des Inhaltes. Der Lateiner übersetzt den Plural von *frater* = *fratres* mit Geschwister. Gudrun Sailer von vaticannews provoziert (in [katholisch.de](http://katholisch.de) vom 19.09.20: „Der Papst hätte ein anderes Zitat wählen sollen“. Auch Roland Juchem (KNA, zitiert in [domradio](http://domradio) 10.09.20) fragt „Nur die Brüder – oder wie?“ Klargestellt

sei, dass sich Fratelli tutti an alle Menschen wendet, Titel und Focus franziskanisch sind und es um Geschwisterlichkeit und soziale Freundschaft geht. Das übersteigt politische und räumliche Grenzen (Franz von Assisi) und lädt zu Geschwisterlichkeit und sozialer Freundschaft ein (Papst) (2).

## Ein Großimam liefert Themen

Das Parallelogramm des Papstes mit Franz von Assisi sieht um Gottes Willen die franziskanische Motivation der geschwisterlichen „Unterwerfung“ „sogar denen gegenüber, die den eigenen Glauben nicht teilen (3) wie es in der Regel des Franziskus heißt. Das war immer auch das Anliegen des Papstes. Er verweist auf seine Beiträge und stellt sie in einen größeren Reflexionsrahmen. Franz von Assisi besuchte 1219 den Sultan Malik-al-Kamil in Ägypten; Papst Franziskus lässt sich nicht nur vom orthodoxen Patriarchen, dem Nachfolger des Apostels Andreas Bartholomaios (z.B. Türkei-besuch 2014) inspirieren, sondern begegnet auch dem Kairoer Großimam Ahmad Al-Tayyeb in Abu Dabi. Das „Dokument über die Brüderlichkeit aller Menschen für ein friedliches Zusammenleben in der Welt“ vom 04. Februar 2019 liefert die Themen für *Fratelli tutti* (5). Der Papst bekennt: „Hierbei habe ich auch, mit meinen Worten, zahlreiche Dokumente und Briefe aufgenommen, die ich von vielen Menschen und Gruppen aus aller Welt empfangen habe“ (ebd.).

## Traditionelle Sozialzyklika

Die zweite Sozialzyklika des Papstes nach *Laudato si'* (6), *Tutti fratelli*, öffnet sich für alle und antwortet der Gegenwart „mit einem neuen Traum der Geschwisterlichkeit und der sozialen Freundschaft“. *Laudato si'* blickt auf das gemeinsame Haus und eine ganzheitliche Ökologie. *Fratelli tutti* widmet sich der spezifischen Sorge besonders um Völker, die sich aufgrund struktureller Einschränkungen nicht

entfalten können (137). Erinnerung sei an die Geschichte der Sozialzyklen mit *Rerum novarum* von Leo XIII. 1891 (Arbeiterfrage und katholische Soziallehre), *Quadragesimo anno* von Pius XI. 1931 (Gesellschaftsordnung und Subsidiarität) *Mater et magistra* von Johannes XXIII. 1961 (Mitbestimmung), *Populorum progressio* von Paul VI. 1967 (Frieden und Gerechtigkeit), *Laborem exercens* 1981 von Johannes Paul II. (Wert der menschlichen Arbeit), *Sollicitudo rei socialis* 1978 von Johannes Paul II. (Nord-Süd-Konflikt), *Centesimus annus* 1981 von Johannes Paul II. (Soziale Marktwirtschaft) und *Caritas in veritate* 2009 von Benedikt XVI. (Wirtschafts- und Finanzkrise). Nicht nur *Caritas in veritate* findet man in den 288 Zitaten der Sozialzyklika *Fratelli tutti*. Mein Unterschätzen christlicher Soziallehre geschweige denn der Volkswirtschaft wird immer deutlicher.

## „Gegeben zu Assisi“

„... beim Grab des heiligen Franziskus, am 03. Oktober, Vigil vom Fest des ‚Poverello‘, im Jahr 2020, dem achten meines Pontifikates.“ Das unterschreibt Franziskus, der Franz von Assisi mit Martin Luther King, Desmond Tutu, Mahatma Gandhi und Charles de Foucauld in einem Atemzug nennt (286). Gudrun Sailer spricht im Kollegengespräch mit Stefan van Kempis (vaticannews 04.10.20) von Assisi als unverbrauchtem Ort, in dem von Macht und Geld nur in quasi umgekehrter Form die Rede ist, als Demut und Armut. Ich erinnere auch an das letzte Weltgebetstreffen 2016 in Assisi mit Vertretern aus Christentum, Islam, Judentum und anderen Religionen. Seit 1986 gilt die Einladung Papst Johannes Pauls II. als Folge der Erklärung *Nostra Aetate* des Zweiten Vatikanischen Konzils über die Haltung der Kirche zu den nicht-christlichen Religionen im Jahre 1965.

## Überblick

Covid 19 prägt den Anfang der Sozialenzyklika: „Die Schatten einer abgeschotteten Welt“. Papst Franziskus bemerkt bei der Pandemie „falsche Sicherheiten“ und fehlendes gemeinschaftliches Handeln. Zersplitterung behindert, nur Funktionieren reicht nicht, lediglich vorhandene Systeme und Regeln zu verbessern auch nicht (7). Im ersten Kapitel „Der Schatten einer abgeschotteten Welt“ (9 – 58) sind fünf Abschnitte den Pandemien und anderen Geißeln der Geschichte gewidmet (32-36). Das zweite Kapitel lichtet die „Schatten einer abgeschotteten Welt“ mit einem ausführlichen biblischen Fokus auf den barmherzigen Samariter: „Ein Fremder auf dem Weg“ (56-86). Daraus schließt die Enzyklika im dritten Kapitel „Eine offene Welt denken und schaffen“ (87-113) und fordert eine „universale Liebe zur Förderung der Menschen“ (106-111) und „die soziale Funktion des Eigentums neu zu denken“ (118-120). Das vierte Kapitel (128-135): „Ein offenes Herz für die ganze Welt“ liefert eine allgemeine Handlungsanweisung der „gegenseitigen Gaben“ (133-136) trotz der „Beschränkung von Grenzen“ (129-132) „lokal und universal“ (142). Drei Kapitel sprechen von der „besten Politik“ (154-197), von Dialog und sozialer Freundschaft (198-224) und Wegen „zu einer neuen Begegnung“ (225-270). Das letzte Kapitel beschreibt die Rolle der Religionen im Dienst an der Geschwisterlichkeit in der Welt (271-287). Ein interreligiöses „Gebet zum Schöpfer“ und ein interkonfessionelles Gebet runden ab.

## Auffallend, z.B. die Frauen

(M)ein Versuch, den Leser/innen alle Inhalte nah zu bringen [183 Seiten (DBK) bzw. 256 Seiten (Herder)] scheitert. Ich ersuche die Leser/innen aber selber zu lesen. Sie dürfen einerseits gespannt sein, was die Gedanken des Papstes mit ihnen machen. Andererseits gelingt die Solidarisierung ähnlich wie beim Katholischen Deutschen

Frauenbund (KDFB), „wenn es darum geht, eine geschwisterliche Gemeinschaft zu verwirklichen, die auf der Würde eines jeden Menschen beruht“ (vaticannews 05.10.20). Ebenso teilt die Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) „den Aufruf des Papstes, Solidarität gerade mit den Ärmsten und Schwächsten, insbesondere den Geflüchteten zu üben.“ Die kfd stellt sich auch hinter die Forderung des Papstes nach einem „ehrlichen Dialog auf allen Ebenen zwischen Menschengruppen und Staaten“. Nur so ließen sich „Nationalismus, Fremdenhass und Ausgrenzung überwinden und ein am Gemeinwohl orientiertes solidarische Denken und Handeln stärken“ (vaticannews 05.10.20). Mit digitaler Wortsuche entdeckte ich zum Stichwort „Frauen“ noch mehr: Es ist inakzeptabel, „dass eine Person weniger Rechte hat, weil sie eine Frau ist“ (121). Nicht nur die Betonung, „dass die Frauen die gleiche Würde und die gleichen Rechte haben wie die Männer“ (23) gegen eine anders schreiende Botschaft, lese und höre ich in aller Deutlichkeit, sondern auch: „Doppelt arm sind die Frauen, die Situationen der Ausschließung, der Misshandlung und der Gewalt erleiden, denn oft haben sie geringere Möglichkeiten, ihre Rechte zu verteidigen“ (23). Kennen wir nicht auch kirchliche „Ausschließung, Misshandlung und Gewalt“? Von Freiheitsberaubung durch physischen bzw. psychologischen Zwang spricht Franziskus und sagt: „Die Verirrung kennt keine Grenzen, wenn man Frauen versklavt, die dann zu Abtreibung gezwungen werden“ (24). Nicht nur auf Migranten beziehe ich die Schwäche von Menschen „die auf ihrem Weg immer wieder mit Gewalt, Menschenhandel, psychischem und physischem Missbrauch und unsagbarem Leid konfrontiert werden“ (38). Der KDFB hat am weltweiten Tag gegen Gewalt an Frauen am 25. November (2020) über missbrauchte Frauen publiziert: „Erzählen als Widerstand“ (Aschendorff 2020). Vor der globalisierten Welt und deren Kommunikationsnetzen wertet der Papst die heutigen Formen der Kommunikation positiv. Er akzeptiert aber nicht „eine digitale Welt, die darauf angelegt ist, unsere

Schwächen auszunutzen und das Schlimmste in den Menschen hervorzubringen" (205). Dazu gehören Pornographie und Pädophilie, nicht zuletzt digital. Der Papst fordert Wahrheit und definiert: „Wahrheit heißt, das zu bekennen, was den von den Gewalttätern angeworbenen Minderjährigen passiert ist. Wahrheit heißt, den Schmerz der Frauen anzuerkennen, die Opfer von Gewalt und Missbrauch geworden sind.“ Er spricht auch von den religiösen Verantwortungsträgern, die in gewissen Geschichtsepochen den Einfluss des religiösen Empfindens auf die Herzen der Menschen missbraucht haben (285). Ist das deutlich genug?

## **Einige Tendenzen der heutigen Welt**

Franziskus sieht die Entwicklung einer Geschwisterlichkeit aller Menschen durch einige Tendenzen der heutigen Welt behindert (9). Ist der Traum eines geeinten Europas ausgeträumt? Geht das Streben nach einer lateinamerikanischen Integration zu langsam? Franziskus spürt „verbohrte, übertriebene, wütende und aggressive Nationalismen“ (11), die das Sozialempfinden verlieren und hinter einer vermeintlichen Verteidigung der nationalen Interessen verstecken (11). „Die Schatten einer abgeschotteten Welt“ (9-28) sind „Träume, die platzen“, da sie die globale Wirtschaft instrumentalisieren als einziges kulturelles Modell. Erst durch Nachdenken habe ich den Papst verstanden, wenn er sagt: „Eine solche Kultur eint die Welt, trennt aber die Menschen und die Nationen, denn die zunehmend globalisierte Gesellschaft macht uns zu Nachbarn, aber nicht zu Geschwistern“ (12). Schwache und arme Regionen sind verwundbar und abhängig. Immer mehr Märkte machen die Menschen zu Verbrauchern oder Zuschauern (ebd.). Das Ende des Geschichtsbewusstseins hinterlässt grenzenlosen Konsum und inhaltslosen Individualismus (13). Neue Formen einer kulturellen Kolonisation zerstören die geistliche Physiognomie, moralische Festigkeit und schließlich weltanschauliche, wirtschaftliche und politische Unabhängig-

keit. „Ohne einen Plan für alle“ (15-28) sieht die Anamnese die Welt als „politischen Mechanismus des Aufstachelns, Verhärtens und Polarisierens. Auf verschieden Art und Weise spricht man anderen das Recht auf Existenz und eigenes Denken ab. Zu diesem Zweck bedient man sich des Lächerlich-Machens, des Schürens von Verdächtigungen ihnen gegenüber, des Einkreisens“ (15). Spontan dachte ich an den Präsidenten einer Weltmacht. Muss ich mich dafür entschuldigen? Der Papst vermisst ausreichende Möglichkeiten, „um den Nachbarn wahrzunehmen oder jemandem beizustehen, der auf der Straße hingefallen ist“ (16). „Geschwisterlichkeit und Freundschaft“ dagegen sind die Leitgedanken der Enzyklika. Es geht um die gleiche Würde jedes einzelnen und aller Menschen, die in der Realität eben nicht für alle gelten (22). Franziskus meint, dass „ein gesellschaftlicher Zusammenhalt möglich ist, der niemanden ausschließt und eine Geschwisterlichkeit, die für alle offen ist (94). Dabei hat er die Ebene der Nationen und Staaten mit ihrer kulturellen Identität und ihren Werten im Blick. Er nutzt das Bild des Polyeders „mit vielen Facetten und sehr vielen Seiten, die aber zusammen eine nuancenreiche Einheit bilden ... denn das Ganze ist dem Teil übergeordnet“ (215). Im übertragenen Sinne heißt das: „Der Polyeder stellt eine Gesellschaft dar, in der die Unterschiede zusammenleben, sich dabei gegenseitig ergänzen, bereichern und erhellen“ (ebd.).

## **Ein Fremder auf dem Weg**

Eine biblische Theologie entfaltet Franziskus im Gleichnis vom barmherzigen Samariter (61-82). Sie ist einerseits die Grundlage für die Handlungsleitlinien der fünf folgenden Kapitel. Andererseits können sich alle Menschen guten Willens von ihr ansprechen lassen getreu dem Motto des Konzils: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der



Jünger Christi." Der Papst zitiert zusätzlich: „Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, dass nicht in ihrem Herzen seinen Widerhall fände" (*Gaudium et spes* 1). Lukas 10,25-37 wird komplett zitiert! Kains Dialog mit Gott „Bin ich der Hüter meines Bruders" (Genesis 4,9) regt an und auf, „eine andere Kultur zu schaffen, die uns dahin ausrichtet, die Feindschaften zu überwinden und für einander zu sorgen (57)". Umfangreich werden AT und NT-Schriftstellen mit dem Focus der Goldenen Regel zitiert. Zur „Motivation, das Herz so weit zu machen, dass es den Fremden nicht ausschließt" (61), werden Exodus und Levitikus bis Deuteronomium gelesen. Mit Galater und dem ersten und dritten Johannesbrief wird die Weisung neutestamentlich belegt. Zur Erdung ins Heute nennt der Papst Fahrerflucht, Nichtsehen und Nichtwissen, Probleme vermeiden, auf die eigenen Bedürfnisse bezogen sein, keine Zeit verlieren, lästig sein als „Symptome einer kranken Gesellschaft, die versucht, in ihrem Leben dem Schmerz den Rücken zuzukehren (65). „So werden wie der barmherzige Samariter" führt weg von der Seite der Räuber und denen, die vorbeigehen, „ausgehend von Männern und Frauen, die sich der Zerbrechlichkeit der anderen annehmen (67). Dass jede(r) etwas vom verletzten Menschen, von den Räubern und denen, die auf Distanz vorbeigehen, hat, interessiert mich. „Wer in diesem Moment kein Räuber ist bzw. distanziert vorbeigeht, ist entweder verletzt oder trägt auf seinen Schultern einen Verletzten" (71). Der Papst meint das ausdrücklich global: „Es wird immer deutlicher, dass die soziale und politische Unbekümmtheit viele Orte der Welt zu trostlosen Straßen macht, wo innere und internationale Auseinandersetzungen sowie Gelegenheitsplünderungen viele Ausgestoßene am Straßenrand liegen lassen (ebd.). Im besonderen Focus sind die religiösen Menschen, die sich dem Gottesdienst widmen: Priester und Levit. Die damals fehlende Garantie für Mitmenschlichkeit um Gottes willen vergleiche ich durchaus mit heute, auch und gerade mit kirchlichen Berufen. Beachtlich die päpstliche Sicht:

„Die ‚Straßenräuber‘ haben für gewöhnlich als geheime Verbündete jene, die ‚die Straße entlanggehen und auf die andere Seite schauen.‘ Es schließt sich der Kreis zwischen jenen, welche die Gesellschaft ausnutzen und hintergehen, um sie auszuplündern, und jenen, die meinen, die Reinheit ihrer entscheidenden Funktion bewahren zu können, aber zugleich von diesem System und seinen Ressourcen leben" (75). Der starken Provokation zwischen Samariter und Juden gibt *Fratelli tutti* eine universale Dimension gegen alle Vorurteile, historische und kulturellen Hindernissen und kleinlichen Interessen (83). Franziskus vergisst nicht die transzendente Dimension, „Christus selbst in jedem verlassenem und ausgeschlossenen Bruder und in jeder verstoßenen oder vereinsamten Schwester wiederzuerkennen" (vgl. Mt. 25,40.45). Barmherzigkeit bekommt einen neuen Stellenwert als Prototyp einer sozialen Helferbeziehung: spontan, ohne Wenn und Aber. Der „bessere barmherzige Samaritan" bleibt sowieso in der Wüste, um sich vorsorglich und resolut mit dem Räubernest zu befassen. Es lohnt sich erneut über die Barmherzigkeit nachzudenken, die eben nicht beschämt und entmündigt, weil der unter die Räuber Gefallene diese Hilfe ungeschuldet empfängt. Unverbindliche Fernstenliebe verlangt den praktischen Einsatz hier und jetzt. Universale Achtsamkeit bleibt doch konkret.

## Offene Welt

Mit den Themen des dritten Kapitels „Eine offene Welt denken und schaffen" (88-113), besonders dem Aufruf „Über eine Welt von Menschen seinesgleichen hinausgehen" (101-105), zieht der Papst die Konsequenzen aus dem Gleichnis vom Barmherzigen Samariter. Es trifft diejenigen, „die zu einer Ordnung neigen, die alles Fremde verhindern möchte, das die eigene Identität und ein solches System der Abschottung und Selbstbezogenheit stören könnte" (102). Für mich sind das nicht nur Äußerungen wie „Amerika first", son-

dern jedes übersteigerte Bewusstsein von Wert und Bedeutung der eigenen Nation (Nationalismus) im Gegensatz zum Nationalbewusstsein und zum Patriotismus (Vaterlandsliebe). Dazu gehören rassistische Chatgruppen ebenso wie Symbole aus dem Nationalsozialismus. Die Enzyklika deutet „offene Gesellschaften, die alle integrieren“ (97f.), „Freiheit, Gleichheit, Geschwisterlichkeit“ (103-105) und den „Wert der Solidarität“ (114-117). „Die soziale Funktion des Eigentums neu denken“ (118-127) interessiert gerade in Corona-Zeiten. Auf der Basis einiger Kirchenväter bezieht sich Franziskus auf Johannes Paul II. und zitiert selber aus *Laudato si'* 93, dass „die christliche Tradition das Recht auf Privateigentum niemals als absolut oder unveräußerlich anerkannt und die soziale Funktion jeder Form von Privateigentum betont hat.“ Das betrifft ebenso lokal private Immobilien etwa der Kleriker wie global alles vom gestifteten Vermögen bis zum geerbten Haus. Ein bayerischer Kardinal macht da mit einer Spende von einer halben Million Euro eine gute Figur. Das Gegenteil davon ist die Hofhaltung eines Kurienkardinals mit mehreren hundert Quadratmetern. Gegen die wachsende Bereicherung Weniger geht es auch um die wirtschaftlichen Menschenrechte und eine Marktfreiheit unterhalb der Völkerrechte, der Würde der Armen und der Achtung für die Schöpfung.

## **Unternehmertum und Volksbewegungen**

Franziskus widmet den Unternehmern einen eigenen Abschnitt (123). Sie sind darauf ausgerichtet, Wohlstand zu erzeugen und die Welt für alle zu verbessern, zitiert er *Laudato si'* 95. Begrüßt wird die Förderung wirtschaftlicher und technologischer Fähigkeiten, um Güter und Wohlstand zu vermehren. Dazu gehöre, so der Papst, die Entwicklung anderer Menschen und die Überwindung der Armut und die Schaffung vielfältiger Beschäftigungsmöglichkeiten. Prof. Ulrich Hemel, Vorstandsvorsitzen-

der des Bundes Katholischer Unternehmer, dem mehr als 1.100 Inhaber-Unternehmer, Selbstständige und leitende Angestellte angehören, würdigt das Ziel des globalen Gemeinwohls der Enzyklika. Er übersetzt *Fratelli tutti* in die Sprache der Unternehmer. Zu achten ist darauf, „dass es ein gutes Betriebsklima gibt, dass die Menschen sich wohlfühlen, dass sie ihre Leistung sozusagen barrierefrei erbringen können, weil Wertschöpfung und Wertschätzung Hand in Hand gehen“ (domradio 06.10.2020). Hemel sieht mit dem Papst den Missbrauch von Unternehmenswerten und verweist auf den Wirecard-Untersuchungsausschuss und die Skandale der Fleischindustrie. Interessant scheint mir das Thema der „Social Entrepreneurs“ als Anwendung einer wirtschaftlichen Effizienz auf soziale Dienstleistungen. Gemeint ist eine unternehmerische Tätigkeit, die sich innovativ, pragmatisch und langfristig für die Lösung sozialer Probleme einsetzt. Dazu gehören Bildung, Umweltschutz, Arbeitsplatzbeschaffung für Behinderte, Armutsbekämpfung und Menschenrechte überhaupt. Nicht zu leugnen ist eine ausbeuterische und menschenfeindliche Wirtschaft etwa bei den Rohstoffen oder dem Bergbau. Der BKU weiß um die 25 Millionen in Kinderarbeit. Er verweist auf den Artikel 14 des Grundgesetzes „Eigentum, Erbrecht, Enteignung“. Absatz 2 lautet: „Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen.“ Katholische Unternehmer wollen einen Beitrag leisten „sowohl zur Wertschöpfung, wie auch zu einem gelingenden sozialen Zusammenhalt in der Gesellschaft.“ Ebenso sieht die Enzyklika Volksbewegungen von „Wir sind das Volk“ bis hin zu den Sozialverbänden, etwa KAB und Kolping, „welche Arbeitslose, Arbeitnehmer in prekären Arbeitsverhältnissen .... versammeln (169). Von Volkswirtschaft und gemeinschaftlicher Produktion ist die Rede und von „gesellschaftlicher, politischer und wirtschaftlicher Partizipation“. Franziskus bezieht sich auf ein internationales Treffen der Volksbewegungen vom 28. Oktober 2014,



die dafür sorgte, „dass diese Bewegungen, diese Erfahrungen der Solidarität, die von der Basis – sozusagen vom Untergeschoss des Planeten Erde – ausgehen, zusammenfließen, koordinierter (sind) und sich austauschen“ (Anmerkung 142). Im November 2020 fand eine Internet-Konferenz des vatikanischen Entwicklungs-Ministeriums statt, die die Gedanken des Papstes aus *Fratelli tutti* aufgriff. Schon zu Ostersonntag hatte der Papst Volksbewegungen in einem Brief gewürdigt als „Armee der Solidarität, Hoffnung und des Gemeinschafts-sinns“. Darin saht der Papst die Notwendigkeit, in der Corona-Krise Auswege aus dem Notstand aufzuzeigen. Dazu wurde eine vatikanische „Task Force“ mit Spezialaufgaben eingerichtet. Lokal sehe ich die Geschäftsleute, Freizeit- und Tourismusbranche u.a. in meiner Umwelt vor mir. Haben Christinnen und Christen unserer Kirchen schon Konzepte für die Zeit nach Corona? Ist es an der Zeit für einen Corona-Optimismus? Ist auf den Staat wirklich Verlass? Funktioniert unsere Wirtschaft noch? Ist die Mehrheit wirklich menschlich? Haben wir viel gelernt?

## **Die Religionen und ein Aufruf (271–287)**

Schon zu Beginn des Kapitels geht es um die verschiedenen Religionen ohne Wenn und Aber einer Privilegierung des Christentums. Franziskus zitiert die Katholische Bischofskonferenz von Indien, einem Land mit über 80% Hinduisten und 13,4% Muslime. Gerade einmal 2,3% zählt die christliche Gemeinde. „Das Ziel des Dialogs ist es, Freundschaft, Frieden und Harmonie zu begründen sowie moralische und spirituelle Werte und Erfahrungen in einem Geist der Wahrheit und Liebe zu teilen“ (Anmerkung 259). „Der Vater aller“ ruft zur Geschwisterlichkeit, die mehr ist als die Gleichheit und das bürgerliche Zusammenleben der Menschen. Franziskus verweist mit Johannes Paul II. auf die transzendente Wahrheit der Religionen: „Die Wurzel des modernen

Totalitarismus liegt (also) in der Verneinung der transzendenten Würde des Menschen, der sichtbares Abbild des unsichtbaren Gottes ist.“ Auch wir sind nicht weit entfernt von einer Politik, die in alle sozialen Verhältnisse hineinzuwirken strebt. Auch die freie Wohlfahrtspflege vergisst zuweilen die Würde der Anvertrauten. An die Zielgruppen der älteren und behinderten Menschen in Corona- Zeiten, besonders in stationären Einrichtungen, darf ich wenigstens erinnern. Die Religionen müssen Garant sein für die Gegenwart Gottes (274). Deshalb sind wir Weggefährten gegen alle Götzen unserer Zeit. Gerade die klassischen religiösen Texte (275) bevorzugen transzendente Prinzipien gegen materialistische Philosophien.

Etwas unverbunden geht es dann um Kirche als Familie unter Familien. Die politische Dimension ihrer Existenz sieht die Förderung des Menschen und der weltweiten Geschwisterlichkeit (276). Franziskus zitiert seine Predigt in Santiago de Cuba vom 22. September 2015 und zeichnet eine Kirche, „die dient, die aufbricht, die aus ihren Kirchen herausgeht, die aus ihren Sakristeien herausgeht, um das Leben zu begleiten, die Hoffnung zu unterstützen und Zeichen der Einheit zu sein“ (276).

Die Beziehung christlicher, ja katholischer Kirche zu den nichtchristlichen Religionen „lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist. Mit aufrichtigem Ernst betrachtet sie jene Handlungs- und Lebensweisen, jene Vorschriften und Lehren, die (...) nicht selten einen Strahl einer Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuchtet“ (Anmerkung 271). Für uns Christinnen und Christen gehört dazu sicher „die Musik des Evangeliums“ (277), in der für uns die Quelle der Menschenwürde und Geschwisterlichkeit liegt. Christinnen und Christen, die dafür taub sind, haben dann wohl „die Melodie abgeschaltet, die uns herausfordert, für die Würde jedes Mannes und jeder Frau ungeachtet ihrer Herkunft zu kämpfen“ (277). Innerhalb und mit den Religionen sich für die Geschwisterlichkeit zu engagieren, ge-

rade in den Ländern mit einer christlichen Minderheit, als auch die ökumenische Stärkung der Einheit innerhalb christlicher Kirche sind im Blick. Das Thema Religion und Gewalt (281-285) gegen Verachtung, Hass, Fremdenfeindlichkeit und der Ablehnung des anderen spart nicht den „verdammenswerten Terrorismus“ aus, „der die Sicherheit der Personen im Osten, als auch im Westen, im Norden als auch im Süden bedroht und Panik, Angst und Schrecken sowie Pessimismus verbreitet“ (283). Mit dem Gebot des Friedens als wahre Dialogpartner und authentische Mittler ruft der Papst einen jeden auf, Friedensstifter zu sein, der einigend wirkt und nicht trennt, der den Hass auslöscht und ihn nicht aufrechterhält, indem er Wege des Dialogs öffnet und keine neuen Mauern errichtet“ (284). Damit ist der Bezug zu den von der Gemeinschaft Sant'Egidio organisierten Friedenstreffen hergestellt (Anmerkung 283). Mit dem Aufruf für Frieden, Gerechtigkeit und Geschwisterlichkeit des Treffens mit dem Großimam Ahmad Al-Tayyeb und einem interreligiösen Gebet zum Schöpfer und einem ökumenischen Gebet schließt die Enzyklika.

## Fazit

Franziskus sorgt sich um die Welt. Deshalb greift die Sozialenzyklika gesellschaftliche Fragen auf. Damit sorgt nicht nur der Titel für Diskussionen, sondern es entsteht ein eindringlich visionärer Appell für ein neues Handeln. Wie kann die Rezeption des Gesagten und Geschriebenen verwirklicht werden? Eigentlich gibt es kein Weiter-So wie vorher. Dazu sind die Themen Umwelt, Klima, Wirtschaft, Migration und Frieden zu existent. Ich habe kein Verständnis einmal für die Katholiken, die meinen, Politik solle aus einer Enzyklika herausgehalten werden. Wer deckt denn die Probleme so schonungslos auf wie der Papst? Zum anderen ist mir sein interkultureller und interkonfessioneller Blick nie klarer gewesen wie durch die Enzyklika!

Caja Steffen

# Völkerverständigung im Angesicht des Grauens

Im August im Lager in Auschwitz

---

Es war für mich das zweite Mal, dass ich in Auschwitz war. Und es war immer noch hart, die Baracken zu sehen, den Zaun und alles, was für die Generationen erhalten wurde, die in Zeiten von Frieden und Sicherheit leben.

An diesem Ort habe ich, sogar, als ich im Auto am Konzentrationslager vorbeigefahren bin, zum ersten Mal verstanden, warum es für polnische Menschen vielleicht schwierig ist, nach Deutschland zu fahren. Zu diesem Zeitpunkt beschloss ich, nie wieder an diesen Ort zurückzukommen.

In der Nähe des Konzentrationslagers ist ein kleiner Ort namens Harmęże. Dort leben Franziskaner – Minoriten im Maximilian-Kolbe-Zentrum. Sie haben eine sehr schöne Kirche, an deren Stirnwand sich ein Gemälde mit der Jungfrau Maria befindet. Es ist eine Kopie des Bildes, vor dem der Hl. Maximilian Kolbe betete. An der rechten Seite ist eine kleine Kapelle mit den Reliquien des Heiligen, die aus seinem Bart stammen. Der Eingang der Kapelle ist dem Eingang des Konzentrationslagers nachempfunden.

Das Gefühl der Hilflosigkeit, das Gefühl, unfähig zu sein oder auch nur annähernd akkurat beschreiben zu können, was an diesem Ort geschehen ist oder auch nur eine Ahnung zu haben, wie es möglich war, dass so eine Katastrophe stattgefunden hat, ist dort in mir immer präsent.

Am 14. August 1941 gab Maximilian Kolbe sein Leben für einen anderen Häftling.

Jetzt ist der 15. August 2018, nur 73 Jahre später, und ich bin zum dritten Mal im Maximilian Kolbe Centrum. Gestern, am Todestag von Kolbe, feierten wir morgens

Transitus in der Kirche. Zu Beginn der Andacht hörten wir die Lebensgeschichte Maximilian Kolbes. Als Kind hatte er eine Vision der Jungfrau Maria. Sie zeigte ihm zwei Kronen, eine weiße und eine rote und forderte ihn auf, eine zu wählen. Er entschied, die rote zu nehmen, die Leiden bedeutete, ein Leiden wie dasjenige Jesu, der sich hingegeben hat, um uns vom Tod zu befreien. Maximilian Kolbe übergab sein ganzes Leben der Jungfrau Maria – ein Glaube und ein Vertrauen, die er bis zum Tod bewahrte. Wir hörten von den deutschen Offizieren, die kamen, um Kolbe ins Lager zu bringen. Wir hörten den Bericht von Kolbe, der sein Leben anbot für das Leben eines Vaters mit Frau und Kindern, die auf ihn warteten.

Manchmal ist es beeindruckender, Dinge in einer fremden Sprache zu hören. So machte es mich tief betroffen, die Beschreibung des Konzentrationslagers zu hören – der Satz, der über dem Eingangstor steht, wurde in deutscher Sprache zitiert: „Arbeit macht frei“. Es traf mich, mehrere Male zu hören, dass es ein deutsches Lager war. Der Dialog zwischen dem Offizier und Kolbe, der sagte, dass er freiwillig in den Tod gehen wollte, um das Leben des Vaters zu retten, wurde ebenfalls in deutscher Sprache gelesen. So konnte ich fühlen, wie hilflos die Menschen gewesen sein mussten, weil sie die Sprache des Kommandanten nicht verstanden. Kolbe sprach gut deutsch. Ich fühlte mich schuldig, aber ich fühlte auch die Abwesenheit von Hass. Es war der Bericht eines Mannes, der Gott und die Jungfrau Maria liebte. Der Bericht eines Mannes, der alle Menschen liebte. Gedanken von Sünde und Schuld kamen mir ins Bewusstsein. Es war klar, wie schwierig es manchmal ist, das Böse zu bekämpfen und wie schnell wir Fehler machen und sündigen in unseren Gedanken, Worten und Werken.

Nach der Andacht lief die Gruppe von ca. 250 Menschen in einer Wallfahrt zum Lager. An der Spitze die Ministranten und das Kreuz, Fahnen der verschiedenen Gruppen von Maximilian Kolbe, die franziskanischen Brüder, gefolgt von den übrigen Gläubigen. Die Reliquie des Heiligen Maximilian Kolbe nahmen wir mit. Wir sangen auf dem

ganzen Weg Marienlieder und beteten Rosenkranz. Ich bemerkte die Schönheit der Natur, die Schöpfung Gottes und Zeichen seiner Liebe. Ich dachte an all die Gefangenen, die genau hier für die Nazis in den Teichen in dieser schönen Landschaft gearbeitet hatten. Ich diskutierte mit einem Priester, dass alle Menschen geliebte Kinder Gottes sind und wie es dann möglich sein kann, dann ein Mensch anderen solche großen Grausamkeiten antut. Wir sprachen über die Hölle und den Zeitpunkt der letzten Möglichkeit einer persönlichen Entscheidung dafür, Gott zu lieben.

So kamen wir am Lager an, das von Häusern und Fabriken umgeben ist. Ein Platz, der das Andenken an den Horror konserviert, mitten im alltäglichen Geschäftsleben. Wir stießen auf viele andere Menschen, Touristen und Gläubige, die an der Hl. Messe teilnehmen wollten. Wir wälzten uns in der Menge zwischen den Häusern hindurch in Richtung des Platzes des Hungerbunkers, dem Ort, an dem Maximilians Leben endete. Während ich das Tor des Lagers durchschritt, hörten wir erneut den deutschen Satz „Arbeit macht frei“. Doch diesmal war es anders, es war fast positiv, es war schwierig und hoffnungsvoll zugleich. Ich war sehr glücklich, dass ich dem Kreuz und den Flaggen mit den verschiedenen Zeichen des Glaubens folgte; ich war glücklich, in einer Menschenmenge zu sein, die unseren Glauben und unser Vertrauen in Gott zeigte. Es war wie eine Demonstration der Liebe Gottes. Ein Gedanke kam mir in den Sinn. Direkt hinter dem heutigen Eingang des Lagers ist das Krematorium. Dort muss der Körper von Kolbe zusammen mit tausenden Anderer verbrannt worden sein. Jetzt, im Jahr 2018, kehrte Maximilian, seine Reliquie, an den Ort zurück, an dem seine Henker vor langer Zeit waren. Sie sind weg, doch er ist präsent, er zeigt auf diese Weise die Kraft der Liebe, den Sieg der Liebe über das Böse.

Wir, 800 Menschen, feierten die Hl. Messe mit sechs Bischöfen, einer von ihnen war der deutsche Bischof von Bamberg. Noch einmal hörten wir die Ansage des deutschen Offi-

ziers, dass es nur einen Weg gäbe, das Konzentrationslager zu verlassen und zwar durch den Schornstein. Gefangene würden zwei Wochen überleben, Priester vier Wochen und Presbyter zwei Monate. Wem diese Aussichten nicht gefielen, der könnte direkt zum Zaun gehen, was bedeutete, dass er sofort erschossen werden würde. Wir feierten das Opfer von Pater Kolbe. An diesem Tag wurde er vom Papst als Patron des Konzentrationslagers bestätigt. Die Hl. Messe wurde vor dem Bunker gefeiert, in dem Kolbe starb. Ein Teil der Predigt wurde in deutscher Sprache vom Bamberger Bischof vorgetragen. Traditionell hält der deutsche Bischof eine kurze Katechese am Ende der Hl. Messe. Er selbst stellte sich als Vertreter der Deutschen Bischofskonferenz vor. Außerdem waren Vertreter der polnischen Politik anwesend.

Gefühlt war ich – neben dem Bischof – die einzige Deutsche und ich spürte das Verlangen, diese Hl. Messe mit beiden Nationen – der polnischen und der deutschen – zu feiern. Schon während des Krieges waren zwei Nationen an diesem Ort, Deutsche bauten das Lager auf polnischem Territorium. Es wäre ein beeindruckendes Zeichen von Gemeinschaft (Communio) und Frieden, wenn dort auch deutsche Politiker und Deutsche sichtbar wären, die die Liebe Gottes unter uns feiern. Es wäre sehr wichtig, über Maximilian Kolbe als einem Mann unseres Jahrhunderts zu reden und zu schreiben, nicht nur in Polen, sondern auch in Deutschland. Es wäre wichtig, zu demonstrieren, dass Glaube nicht nur die Sache einiger verrückter Menschen ist, sondern dass er das Fundament menschlichen Lebens sein kann. Es ist für uns essentiell zu reflektieren, wie schnell Böses getan werden kann und wie leicht es für uns ist, gegen andere zu sündigen. Wir sollten öfter an die Menschen als Geschöpfe denken, die sehr dringend der Barmherzigkeit Gottes bedürfen. Der Bischof unterstrich einen Punkt in seiner Predigt: Nur Liebe kann Hass und Ideologien überwinden. Diese Erfahrung sollte über die ganze Welt verbreitet werden. Der Bischof endete mit der Bitte an Maximilian Kolbe, er möge für uns beten.

---

Wendelin Knoch

# „Vergessene Kostbarkeiten“ – Kirchenumbbruch ohne Tradition?

Ein „Zwischenruf“

---

## 1. Das aktuelle Panorama

Die Corona-Pandemie schränkt auch binnenkirchlich Aktivitäten ein, zumal jene, welche die Zukunft der Kirche in den Blick nehmen. Neben pastoral und kirchlich bezogenen Perspektiven wird vor allem in den vielen Foren des „Synodalen Weges“ thematisiert, welche Problemfelder aktuell die Kirche in Deutschland bewegen. Kluge Anregungen, gelehrte Diskussionen und streitbare Auseinandersetzungen unterstreichen hier neben der jüngsten Instruktion aus dem Vatikan die Bedeutung fundierter Reflektionen, die auch in der öffentlichen Wahrnehmung solchen Impulsen beigemessen wird.<sup>1</sup> In den Schlagworten dieses kontroversen Ringens<sup>2</sup> ist geraten, was „Kirche“ begründet, also ihr christologischer Ursprung als geistliches Fundament und das in ihrer Tradition gewachsene und geformte gemeinsame Glaubensbekenntnis. Was das kirchliche Leben über die Jahrtausende der Christentumsgeschichte hinweg bestimmt hat, ist die persönliche Lebensformung im Bekenntnis zur Gliedschaft in der Kirche, gefasst im Dreiklang von „Kult, Zeugnis und Dienst“, was Glaubwürdigkeit „nach außen“ einfordert.<sup>3</sup> Hier zeigt sich die Kraft des Vorurteils, das in Sonderheit angesichts der erschreckenden Dimensionen des „Mißbrauch-Skandals“, dessen Tragweite von binnen- und außerkirchlichen Kompetenzen

zen aufgedeckt, rückhaltlose Aufklärung und rechtliche Aufarbeitung einfordert, eine Rückbesinnung auf das die Kirche tragende Fundament nicht mehr von aktueller Bedeutung ist. Für eine zukunftstaugliche Kirche erscheint eine Retrospektive, welche die biblisch fundierten Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils einbezieht, grundlegend in der Konstitution *Lumen gentium* ausgeführt, als nicht mehr geboten. Die reiche „traditio apostolica“ wird nicht mehr als kostbares Erbe wahrgenommen, sondern – wenn überhaupt noch – als zu ertragende Last.

## 2. Problemanzeigen

2.1 Es fällt auf, dass die aktuellen pastoralzentrierten Überlegungen zur Zukunft der Kirche zum einen ausblenden, ob diese notwendige, „sachliche“ Suche nach einem Weg in eine gute Zukunft faktisch von der Frage nach der eigenen Verbundenheit mit der Kirche in der Formung des persönlichen Alltags als „privat“ von den „grundsätzlichen“ Erwägungen wie selbstverständlich getrennt ist. Es ist also kritisch zu hinterfragen, ob das sogenannte „Wir“ entweder das „Ich“ überlagert oder diesem eine Bühne bietet, um die eigene Mündigkeit und kreative Ideenvielfalt gebührend präsentieren zu können.

2.2 Des Weiteren ist zu beachten, dass die einschlägigen neutestamentlichen Aussagen zur Kirche ein nicht zu übergehendes Korrektiv bleiben. Es ist zu fragen, wie gehen jene, die sich selbst als „Erbauer einer neuen Kirche“ würdigen, mit der profilgebenden Vorgabe Jesu Christi umgehen, in seinem Wort an Petrus fixiert: „Du bist Petrus und auf diesem Felsen werde *ich meine Kirche bauen*“ (Mt 16,18).<sup>4</sup>

2.3 Zudem wird zutreffend im ökumenischen Kontext das Taufsakrament als einendes Fundament betont; eher am Rande aber steht, dass dieses Sakrament die göttliche Berufung zum „Volk Gottes“

bezeugt, also ein unverdientes Geschenk ist, das jeder „Leistung“ und menschlichen Selbstverantwortung vorausliegt. Es ist also in Demut anzuerkennen, dass auch Ungetaufte dieses Sakrament gültig spenden können, sofern sie die geistliche Dimension dieses Sakramentes zu bezeugen bereit sind. Dass die Taufe „im Wasser und im Heiligen Geist“ gespendet wird, will also auch ökumenisch als profilbildend in den Blick genommen sein. Es fällt auf, dass in den aktuell einschlägigen Dokumenten und Projektskizzen vom „Heiligen Geist“ als „Seele“ der Kirche, fassbar im geistlichen Amt, den Sakramenten und der Verkündigung – wenn überhaupt – nur am Rande gesprochen wird.

2.4 Von hier aus kommt ein Weiteres in den Blick. Für die Väter des Zweiten Vatikanischen Konzils war selbstverständlich, was bereits die Beschlüsse des sogenannten ersten Apostelkonzils mit dem Hinweis bezeugen: „Der Heilige Geist und wir haben beschlossen, euch keine weitere Last aufzuerlegen als diese notwendigen Dinge ...“ (Apg 15,28). Deshalb wurde am Beginn einer jeden Plenarsitzung des Zweiten Vatikanums das Gebet zum Heiligen Geist gesprochen: „Gepriesen seist Du, Herr Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, der Du Deine Kirche leitest durch Deinen Heiligen Geist. Wie einst auch die Apostel, so sende Ihn auch in unseren Tagen herab auf Papst und Bischöfe, die sich zum Allgemeinen Konzil versammelt haben. Durch Ihn lass sie erkennen, was der Welt heute zum Heil dient. Durch Ihn reinige Deine Kirche. Durch Ihn gib, dass bald alle zur Einheit zusammenfinden, die Deinen Namen tragen, damit alle eins seien, wie Du eins bist mit dem Vater. Amen“. So ist vom Heiligen Geist her begründet, dass, wie in *„Lumen gentium“* ausgeführt, die Kirche als „Mysterium“ und „Volk Gottes“ zu bedenken ist.<sup>5</sup> Damit wird in Erinnerung gerufen: Theologisches Nachdenken, für die Kirche unverzichtbar, bleibt, von Gottes Geist getragen, stets vorläufig und bleibt damit auch schmerzlich korrigierbar, wenn sie sich über das

bindende Credo hinaus dem Mysterium göttlicher Wahrheiten nähert. Im Ringen um die Zukunft der Kirche im Blick auf die 11 Leitsätze zur Reform der Evangelischen Kirche bringt es Rolf Schnieder auf den Punkt: „Die Kirche glaubt, dass der göttliche Geist sowohl den individuellen wie auch den kollektiven menschlichen Geist verwandeln kann. Die Bitte um den Heiligen Geist, der den menschlichen Geist an seine Verantwortung vor Gott, den Menschen und der Natur erinnert, ist nötiger denn je. ... Von der Fähigkeit, Gott so zu thematisieren, dass es sich als vernünftig aufdrängt, von ihm zu sprechen, hängt die Zukunft der Kirche ab“. Und weiter: „Ein kirchliches Zukunftsprogramm muss mithin ein theologisches sein“.<sup>6</sup>

### **3. Der Schatz persönlicher Erfahrungen „mit der Kirche“**

Sehr weise ist die Einsicht, dass jeder Blick in die Zukunft als erstes die Vergangenheit vor Augen stellt. Ein Blick auf die zurückliegende Gestaltung kirchlichen Lebens, unter dem Stichwort „Volkskirche“ gefaßt, kann nicht mit Verweis auf „nostalgische Gefühle“ als überholt und unwichtig abgetan werden. Das gilt, unbeschadet all dessen, was im Mißbrauch-Skandal an Schuld, Versagen und Vertuschung aufgedeckt ist und für alle an Leib und Seele schwer Geschädigten als unabdingbar eine Entschädigung einfordert. Wo eine persönliche Verwurzelung in der Kirche und das Leben in und mit ihr ernst genommen wird, hat gerade hier ein pauschalisierender Generalverdacht keinen Platz. Ein unverstellter Rückblick nötigt dazu, auch an überzeugend positive Erfahrungen „in und mit der Kirche“ zu erinnern.

#### *3.1 Die Begegnung mit beeindruckenden Persönlichkeiten und Feierlichkeiten*

Bedeutende Vorbilder sind es, die uns in der Kirche als Gemeinschaft der Glauben-

den verwurzelt haben. Es stehen zum einen die großen Gestalten des Anfangs der Christentumsgeschichte vor Augen, die Propheten und Märtyrer, die Kirchenväter sowie die tiefschürfenden Theologen, die dem Glauben Oberflächlichkeit genommen haben. Ein ehrlicher Rückblick darf nicht ausblenden, was die eigene Kindheit und Jugend geprägt hat: Das sind die Heiligen und Seligen, die mit unserem Namen verbunden sind, wie auch mit der Gemeinde vor Ort, mit dem eigenen Bistum, mit der Weltkirche. Es waren zum anderen auch die großen Feste der Kirche, die uns begeistert haben, zur Feier der Weihnacht noch im Kindesalter unlösbar verbunden mit der Freude über Geschenke.

#### *3.2 Prägende Vorbilder*

Beeindruckende Persönlichkeiten, die der Kirche von Anfang an ein zukunftsfähiges, glaubhaftes Gesicht gegeben haben, waren in aller Munde. Neben Männern wie Frauen, deren Andenken liturgisch die Allerheiligenlitanei bewahrt, waren dies nicht nur als Selige wie Heilige verehrte, die als wegweisende Glaubenszeugen für die Kirche auch in der Gegenwart in Frömmigkeit, engagierter Pastoral wie theologischer Bildung überzeugten. Wir hörten von Adolf Kolping, dem Bischof Emanuel von Ketteler, von vielen Gründerinnen und Gründern neuer segensreich wirkender Ordensgemeinschaften, zudem von wegweisenden päpstlichen Impulsen.<sup>7</sup> Wir haben gelernt, dass viele Christinnen und Christen im 20. Jahrhundert auch in dunklen Stunden zur Kirche gestanden, als unbeirrbar „Zeugen für Christus“ sogar ihr Leben verloren haben, in dem deutschen Martyrologium des 20. Jahrhunderts gebührend gewürdigt.<sup>8</sup> Sie alle haben uns gelehrt, dass der Besuch einer Messe am Sonntag und an besonderen Festtagen, also Frömmigkeit und aus dem Glauben schöpfende Lebensformung, kein Widerspruch zu einem aktuell gesellschaftlich geforderten Einsatz sind, sondern zusammengehören. Welchen großen Schatz



verlieren wir aus den Augen, wenn wir solche Erfahrungen als unwichtig und verstaubt erklären. Wie lieblos ist es, all jenen eine gelingende Pastoral abzuerkennen, die als Priester, gleich ob Pfarrer, Kaplan oder Bischof, ebenso wie als Lehrer und Erzieher uns im Erleben des Miteinanders die eigene Verwurzelung in der Kirche bezeugten und zugleich die Freude des Christseins als tragende Kraft auch in schweren Stunden vor Augen gestellt haben. So haben wir die Vielfalt der Gnadengaben des Heiligen Geistes „praktisch“ erfahren, die Charismen, die der heilige Paulus benennt (1 Kor 12,7-11), – durch Menschen, die uns Vorbilder geworden sind, Frauen wie Männer, gelehrt und doch bescheiden, zupackend und doch geduldig. Obwohl selbst keine Heiligen, haben uns solche Vorbilder vor Selbstüberschätzung bewahrt.

#### 4. Kostbares Erbe für eine gute Zukunft

Eine Rückschau belehrt uns, wie töricht es wäre, das als unwichtig und zukunftsuntauglich abzuwerten, was die Menschen unserer Tage im „profanen“ Umfeld anzieht und die aktuelle Pandemie schwer erträglich werden läßt. Sie vermissen das Miteinander, die Gemeinschaft im Sport, Gesang, die entspannenden Vergnügungen. Es ist seit geraumer Zeit bereits erforscht, dass die großen „Konsumtempel“, die modernen Geschäftsbauten, ihre Impulse speisen aus den Eindrücken, die Kirchbauten bis hin zu Kathedralen vermitteln. Und es ist unübersehbar, dass für Fangemeinden, die sich um Sportler, Künstler wie Sänger scharen, diese als Idole längst zu Leitfiguren geworden sind. In sich verschließendes Festhalten an Vertrautem wie auch ein krampfhaftes Bemühen um eine zeitgebundene, sich wandelnde Originalität, die das übersieht oder sich als Imitat anbiedert, verstellt den Weg in eine vom Heiligen Geist geführte gute kirchliche Zukunft. Ein „gut gemeint“ reicht längst nicht mehr. Zerschlagenen Gemeinden fehlen die stillen Beter, die

auch ein fruchtbarer Boden für geistliche Berufungen sind. Für jede und jeden, der sich auf einen „geistlichen Weg“ begibt, ist kein kluger Vorbehalt hilfreich, der die Sinnhaftigkeit einer solchen Berufung anzweifelt, sondern ernsthafte, verstehende Wegbegleitung.<sup>9</sup>

Halten wir fest: Die Erinnerung an das kostbare Erbe, dass die Kirche als Geschenk Gottes wie göttlichen Auftrag hütet, bleibt eine gewichtige Ermutigung. In all den Jahren, welche die Kirche in ihrer Geschichte überwölben, ist die Kirche nie eine bloß „institutionelle“ Größe gewesen. Im jeweiligen gesellschaftlichen Umfeld flossen hier stets Weltliches und Geistliches zusammen, blieb die Theologie von den Anfragen geprägt, welche der Alltag stellte. So mag auch die aktuelle Pandemie zur Hilfe werden, in der Erfahrung eigener Grenzen, dem Wirken des Gottesgeistes hin auf eine gute Zukunft der Kirche zu vertrauen.

#### Anmerkungen:

- 1 Siehe Christoph Stender, Der synodale Weg, in Pbl 72 (2020), 362–368.
- 2 Vgl. Sabine Demel, Der synodale Weg – und er kann trotzdem gelingen, in: AM 132, 6, 2020, 165–170, hier 166 f.
- 3 Christian Hennecke, Kirche umkrepeln!, in: Pbl 72 (2020), 131–137; Wilfried Röttgen und Vera Krause, Diözesanstelle Pastoraler Zukunftsweg, Zwischenruf 1, geistlich unterwegs, 22–24.
- 4 Dazu siehe: Matthias Sellmann, Denn er streunt, wie und wo er will (nach Joh 3,8), in: Pbl 71 (2019), 355–362.
- 5 Siehe Vatikanum II, LG, Kap. 1 und 2.
- 6 Rolf Schnieder, Elefant im Wohnzimmer, in: HK 11, 20, 43–45, hier: 45.
- 7 Wegweisend die Sozialenzyklika Papst Leos XIII., 1892, *Rerum novarum*.
- 8 Helmut Moll (Hg.), Zeugen für Christus ...; das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts. Paderborn 2019.
- 9 Manfred Kollig, Freiheit als Paradigma. Geistliche Begleitung, in: Herder Thema Nr. 2, 59–61.

# Literaturdienst

**Philipp Winger: Initiationsritus zwischen Taufe und Eucharistie. Ein liturgiewissenschaftlicher Beitrag zu einer Theologie der Firmung (Theologie der Liturgie 15). Regensburg 2019, 365 S. ISBN 978-3791731032.**

Die Firmung kommt nicht aus der Diskussion: Anfragen ergeben sich aus der Praxis, in der es darum geht, (vornehmlich) junge Menschen auf dem Weg zu diesem Sakrament zu begleiten. Nach welchem Konzept bereitet man sie am besten vor? Treffen die Firmlinge tatsächlich eine Glaubensentscheidung, in der sie das Firmsakrament mit dem Heiligen Geist stärken will? Anfragen ergeben sich aber auch von theologischer Seite: Ist das überhaupt das Proprium des Firmsakraments? Bekanntermaßen hat sich das Firmsakrament erst mit der Auflösung der Einheit der drei Initiations sakramente „Taufe – Firmung – Eucharistie“ und im Kontext der Kindertaufe verselbständigt. Seitdem stellt sich die Frage nach dem Proprium eines eigenständigen Firmsakraments, die man im Laufe der Geschichte in der Regel durch die Absetzung von der Taufe zu bestimmen versuchte, also eben jenes Sakraments, mit dem die Firmung ursprünglich so eng verbunden war – was allerdings nur zu Aporien führt. Bemerkenswerterweise setzen die Erklärungsversuche selten bei dem an, was die Firmung eigentlich ausmacht, nämlich ihrer Feier. Die Liturgie der Firmung wird allenfalls selektiv wahrgenommen – lautet die Diagnose von Philipp Winger,

Dem setzt die Dissertationsschrift einen anderen Ansatz entgegen, indem sie von dem liturgischen Ritus der Firmung ausgeht, um den Sinngehalt der Firmung zu erschließen. Dieses Vorgehen erscheint aus liturgischer Perspektive dem Rezensenten v. a. deshalb so vielversprechend, weil es die Feier des Gottesdienstes nicht als einen Umsetzungsort einer unabhängig entwickelten theologischen Theorie sieht, sondern umgekehrt als einen Erkenntnisort für die Theologie – ganz im Sinne von: Vor der Rede über Gott kommt die Rede mit Gott! Verf. selbst greift zur Benennung dieses Anliegens den Begriff des „liturgical turn“ auf.

Seine Untersuchung der Initiationsriten in der Osternacht ergibt, dass zwar die freie, mündige Zustimmung zum Glauben Voraussetzung der Sakramentenfeier ist, aber dieser Aspekt nicht in besonderer Weise einem bestimmten Teil des Ritus zugeschrieben werden kann. So lässt sich aus der Feier der Liturgie selbst nicht ableiten, dass speziell die Firmung das „Sakrament des Mündigwerdens“ sei. Vielmehr ist die Feier insgesamt eine Wende vom Leben als Christ in kirchlicher Gemeinschaft.

Die ergänzende Analyse der Chrisammesse zeigt, dass ein ganzes Motivbündel mit den Sakramenten in Verbindung gebracht wird, für deren Feier die Öle geweiht werden: pneumatologisch, christologisch, eschatologisch, berufungstheologisch, soteriologisch. Manche wird man hinsichtlich der Firmung erwarten, wie das pneumatologische Motiv, andere sind oft nicht bewusst. Aber für alle gilt, dass sie nicht ausschließlich nur das Firmsakrament kennzeichnen, sondern die Initiations sakramente untereinander verbinden (z.B. christologisch v. a. Taufe und Firmung oder eschatologisch v. a. Firmung und Eucharistie oder soteriologisch Taufe und Eucharistie, aber auch Firmung).

Aus diesen Beobachtungen zieht Verf. zwei Konsequenzen: 1. Die Abgrenzung von genau sieben Sakramenten, die sich durch ihre jeweils eigene Wirkung auszeichnen, relativiert sich, da sie doch alle im Pascha-Mysterium wurzeln. 2. Die nachträgliche Verknüpfung der Sakramente mit bestimmten Lebenssituationen (die dann sekundär zur Begründung des jeweiligen Profils der Sakramente herangezogen wurde), ist vielleicht noch bei der Krankensalbung, Ehe und Ordination plausibel, aber nicht mehr in gleicher Weise für die Initiations sakramente. Mit Blick auf die pastorale Praxis stellt Verf. die selbstverständliche Trennung in Einzelfeiern in Frage. Ausgehend von der Einheit der Initiationsriten würde man in der Folge die Taufe, Firmung und Eucharistie nicht mehr getrennt in unterschiedlichen Altersstufen feiern, sondern müsste Modelle für die Feier der Eingliederung in unterschiedlichen Altersstufen entwickeln. Das würde freilich die bisherige Fimpastoral revolutionieren, sollte aber zu denken geben, wenn die Gottesdienstfeier nicht nur besiegeln soll, was man vorher selbst pastoral geplant hat.

*Alexander Saberschinsky*



**Stefan Samerski: Deutschland und der Heilige Stuhl. Diplomatische Beziehungen 1920-1945, Münster 2019, 270 Seiten, 24,80 Euro, ISBN 978-3402134023.**

Mit dem Berliner Reichstagsgebäude und dem Nuntius Pacelli 1924 in Bamberg auf dem Titelbild sowie über 30 weiteren Bildern arbeitet dieses handliche Standardwerk die „diplomatischen Beziehungen“ Deutschlands mit den Päpsten und der Kurie vom Anfang der Weimarer Republik bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges gut, kompakt und in drei Kapiteln auf und stützt sich dabei vor allem auf Berliner Quellen des „Politischen Archivs des Auswärtigen Amtes“. „Wie effektiv beide Mächte ... zusammenarbeiteten und gemeinsame Interessen folgten, - bis der Nationalsozialismus die gewachsene Freundschaft auflöste“ - wird schon im Vorwort als Gegenstand der Studie angekündigt. Dabei erschöpften sich „die bilateralen Beziehungen nicht in der Klärung von Fragen zum Verhältnis von Kirche und Staat in Deutschland, sondern bezogen von Anfang an die politischen Großmächte mit ein und thematisierten sehr frühzeitig welthistorische Themen wie Totalitarismus und Judenfeindlichkeit“ (S. 7). Weiterhin belegt der Autor in der Einleitung in seinem guten Forschungsbericht den „Heiligen Stuhl als größte Nichtregierungsorganisation der Welt“, die u. a. schon die „diplomatische Korrespondenz bis 1939 zugänglich“ gemacht hat.

Ebenso gut, fundiert und prägnant skizziert der Autor dann die Vorgeschichte von der Gründung des Deutschen Reiches bis zur Endphase des ersten Weltkrieges (1914-1918), als der neue Münchener Nuntius Eugenio Pacelli den Kontakt schon im Mai 1917 mit Berlin aufnahm, „was zu den wichtigsten Daten des deutschen Katholizismus im 20. Jahrhundert gehörte“ (S. 25). In der jungen Weimarer Republik wurde die „Einrichtung von Nuntiatur und Deutscher Botschaft beim Hl. Stuhl“ aus der Not geboren“. Beide standen schon vor dem Umzug der Nuntiatur nach Berlin (1925) vor großen kirchlichen sowie politischen Aufgaben und Herausforderungen von der „Ruhrgebietsfrage“ bis zum „Preußenkonkordat (1929) und der „unheiligen Allianz“, via Berlin auch für Moskau und Polen zuständig zu sein.

Dadurch profiliert wurde Nuntius Pacelli Ende 1929 in Berlin vom Nuntius Cesare Orsenigo (+1946) abgelöst. Eugenio Pacelli machte seine weitere kuriale Karriere als Kardinal und Kardinalstaatssekretär (1930) und wirkte in der „päpstlichen Diplomatie“ in der „Krise ohne Bruch“ mit der Enzyklika „Mit brennender Sorge“ (3/1937) sowie gegen den sog. „Anschluss Österreichs“ (1938) bis zu seiner Papstwahl am 2. März 1939 als Pius XII. (1939-1958).

Der noch im gleichen Jahr ausgebrochene Zweite Weltkrieg (1939-1945) forderte von dem neuen Papst Pius XII. nicht nur außerordentliche „humanitäre Maßnahmen und Friedensinitiativen“, sondern führte sowohl zu einem diplomatischen „Wechsel auf dem vatikanischen Posten“ (Ernst von Weizsäcker statt Diego von Bergen) als auch zur „Isolierung“ des Vatikan durch die Besetzung Roms durch deutsche Truppen (9/1943). „In den letzten Kriegsmontaten ventilierte der Papst die Möglichkeit, Gespräche zwischen den Deutschen und den Alliierten zu vermitteln, um den Krieg zügig zu beenden“, was für die USA „jedoch keine Option“ (S. 245) war.

Nach der deutschen „bedingungslosen Kapitulation“ wurde „im Intermezzo statt Stunde Null“ vom Staatssekretariat „die päpstliche Flagge als Symbol der Präsenz des Hl. Stuhls in Gesamtdeutschland ohne Rücksicht auf den Besetzungsstatus und die faktische Aufteilung des Landes gehisst“. Als im Juli 1946 der neue Nuntius Aloisius München in Kronberg/Taunus eintraf, war das für „Radio Moskau ein Zeichen der zwischen dem reaktionär-faschistischen Vatikan und dem amerikanischen Kapitalismus bestehenden Allianz“ (S. 251).

So ist diese Veröffentlichung ein fundiertes, sehr lesenswertes und sachliches Buch nicht nur über die „diplomatischen“ und kirchlichen Bereiche eines sehr bewegten Vierteljahrhunderts der deutschen Kirchengeschichte des frühen 20. Jahrhunderts, sondern auch für dieses erste Quartal des 21. Jahrhunderts.

*Raimund Haas*

## Das Paradigma der geistlichen Freundschaft

Das Konzept der geistlichen Freundschaft als einer zwischenmenschlichen Beziehungsrealität wiederum dürfte heute von nicht geringem ekklesiologischen Interesse sein, wie – trotz immer wieder konstaterter Widerstände – inzwischen einige Stimmen im systematisch-theologischen Diskurs anmerken. Der Freundschaftsgedanke ist zwar in der Ekklesiologie lange Zeit bestenfalls marginal behandelt worden; Wolfgang Beinert merkt 1998 an: „Das Freundschaftsideal in der Kirche ist ohne Ort, ist Utopie in jeder Bedeutung dieses Wortes“. Neben den bereits genannten Gründen mag dafür auch die vom Freundschaftsbegriff implizierte Gleichheit ausschlaggebend geworden sein, die in der hierarchisch verfassten katholischen Kirche wohl schlicht zu geringe reale Anhaltspunkte fand, um sich fest etablieren zu können.

Vielleicht vermag aber die geistliche Freundschaft gerade heute wieder stärker als ekklesiologische Deutekategorie zu Recht und Geltung zu gelangen – in einer Zeit, die sich nach Authentizität, nach intensiven menschlichen Beziehungen und erfahrungssatten Formen von Religiosität sehnt und in der das volkshkirchliche Modell einer tendenziell passivkonsumierenden, gewohnheitsmäßigen Zugehörigkeit zu anonymen Großgemeinden immer stärker auf dem Rückzug ist und kaum mehr als zukunftsfähig wahrgenommen werden kann. Dem stark erfahrungsgesättigten Freundschaftsbegriff mag in dieser Situation das Potenzial eignen, eine zukunftsfähige Form christlicher Gemeinschaftsexistenz zu bezeichnen oder sogar zu profilieren. Freilich ist dabei zu bedenken, dass die Freundschaft als zwischenmenschliche Realität schon aufgrund ihrer begrifflichen Spezifika „einer gewissen Intimität schlecht entraten“ kann, die in der kirchlichen Realität erst einmal einzuholen ist. Im Lichte des Umstandes, dass wenigstens in den westlichen Gesellschaften das Christsein immer stärker die bewusste Gemeinschaftsbildung vor dem Hintergrund einer voraussichtlich zunehmend entchristlichten Umwelt implizieren wird, erscheint aber die Einschätzung der geistlichen Freundschaft als zukunftsfähige ekklesiologische Kategorie dennoch nicht abwegig – ja, vielleicht kann sich dieses Paradigma in der Deutung kirchlicher Realitäten sogar als „außerordentlich fruchtbar“ erweisen.

*Ursula Schumacher*

*Dies., Freunde Gottes – Freunde in Gott,  
in: Bernhard Sill / Thomas Knieps-Port le Roi (Hrsg.),  
Vom Glück der Freundschaft. Sankt Ottilien 2020,  
263 – 281, hier 280–281, ISBN 978-3830679998.*

### **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Spiritual Georg Lauscher, Priesterseminar, Leonhardstraße 10, 52064 Aachen | Pfr. Christoph Stender, Michaelsbergstraße 6, 52066 Aachen | Prof. Dr. Andreas Wittrahm, Caritasverband für das Bistum Aachen e.V., Kapitelstraße 3, 52066 Aachen | Prälat Dr. Martin Patzek, Vidumestraße 1, 45527 Hattingen | Caja Steffen, Am Grünen See 4, 40880 Ratingen | Prof. Dr. Wendelin Knoch, Im Bruchfeld 7, 45525 Hattingen

Beirat: Harald Hüller, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Martina Kreidler-Kos, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: [gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de](mailto:gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de)

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt  
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E